

aus
politik
und
zeit
geschichte

beilage
zur
wochen
zeitung
das parlament

Siegfried Neumann

Vom Kaiserhoch
zur Austreibung

Aus den Aufzeichnungen
eines jüdischen Rechtsanwalts

Paul Emunds

Luftwaffenhelfer im Einsatz

Oberschüler während der
anglo-amerikanischen Luftoffensive
im Großraum Aachen

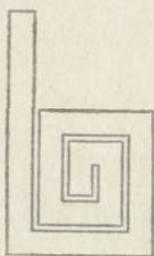
45/76

November 1976

Siegfried Neumann, Dr. jur., geb. 1895 in Graudenz; nach Abitur Studienbeginn in Berlin; Kriegsfreiwilliger August 1914, Kriegsteilnahme bis November 1918; nach Kriegsende Abschluß des Studiums und Promotion; Rechtsanwalt und Notar in einer Kleinstadt in der Umgebung Berlins; Emigration 1939; lebt heute in Nahariya/Israel — Mitglied der Dramatiker-Union; Verfasser von Theaterstücken mit Themen aus seinem beruflichen Umkreis.

Paul Emonds, Studiendirektor am Kaiser-Karls-Gymnasium in Aachen, geb. 1923 in Eilendorf b. Aachen; nach dem Abitur 1941 RAD und Kriegsdienst, ab Mai 1942 an der Ostfront; Heimkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft im August 1947; anschließend nach Bautrupptätigkeit Studium der Germanistik, der Romanistik und der Geschichte an der Universität Köln; Staatsexamen 1953; seit 1955 Lehrtätigkeit am Kaiser-Karls-Gymnasium in Aachen.

Veröffentlichungen u. a.: Der stumme Protest. Ergebnisse einer Arbeitsgemeinschaft von Unterprimanern des Kaiser-Karls-Gymnasiums über die einzige während des „Dritten Reiches“ veranstaltete „Heiligtumsfahrt“ des Jahres 1937, Aachen 1963; Primaner erleben Zeitgeschichte, in: GWU 1963, Heft 10; Humanistische Schule im Zeitalter nationalistischer Ideologie. Beitrag in der Festschrift des KKG zum 375. Jubiläum, Aachen 1976 (im Druck).



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung,
Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn/Rhein.

Leitender Redakteur: Dr. Enno Bartels. Redaktionsmitglieder:
Paul Lang, Dr. Gerd Renken, Dr. Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstr. 61—65,
5500 Trier, Tel. 06 51/4 61 71, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, einschließlich Beilage zum Preis von DM 11,40 vierteljährlich (einschließlich DM 0,59 Mehrwertsteuer) bei Postzustellung;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,— zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Vom Kaiserhoch zur Austreibung

Aus den Aufzeichnungen eines jüdischen Rechtsanwalts 1933—1939

Im Jahre 1941 veranstaltete die Harvard-Universität ein Preisausschreiben, um von Emigranten Berichte über ihr „Leben in Deutschland vor und unter Hitler“ zu erhalten. Die Ergebnisse sollten für eine Untersuchung der Frage verwendet werden, wie es möglich war, daß in einem Kulturvolk ein Mann wie Hitler an die Macht kommen konnte. Der Autor beteiligte sich an dem Preisausschreiben mit einem Bericht, der die Zeit von der Jahrhundertwende bis zu seiner Auswanderung im Frühjahr 1939 umfaßt. Seine Arbeit wurde mit einem besonderen Lob bedacht.

Aus dem Gesamtmanuskript wurde hier das Kapitel ausgewählt, das sich auf die Jahre 1933 bis 1939 bezieht. Aus Platzgründen konnten aus dem Abschnitt über die ersten 19 Lebensjahre (bis zum Kriegsausbruch 1914) nur wenige kurze Auszüge gebracht werden; die Aufzeichnungen über seine Teilnahme am Ersten Weltkrieg und seine Erfahrungen als Student und Rechtsanwalt in der Weimarer Zeit mußten leider ganz fortfallen. — In deutscher Sprache wurde das Manuskript bisher nicht veröffentlicht.

Jugend in einer trügerisch heilen Welt

Wenige Jahre vor der Jahrhundertwende wurde ich in einer mittleren Provinzstadt in Ostdeutschland geboren. Diese Stadt, die damals etwa 30 000 Einwohner zählte, beherbergte als Festung zugleich eine große Garnison. Diese Garnison mit ihren damals vielfarbigen Uniformen beherrschte das Straßenbild. Es gab ferner in dieser Stadt ein Landgericht, ein Amtsgericht, ein Zuchthaus und neben drei höheren Schulen eine Reihe weiterer Behörden, so daß neben dem Militär auch das Beamtentum einen erheblichen Teil des Kundenkreises für die Kaufleute dieser Stadt stellte ...

Nach Absolvierung der ersten beiden Schuljahre in einer Privatschule kam ich im Alter von 8 Jahren auf das Königliche Gymnasium, ein humanistisches. Mit Stolz trug man nunmehr die blaue Gymnasiasten-Mütze und wechselte bei jeder Versetzung das Mützenband. Es ist mir nicht rememberlich, mit meinen christlichen Mitschülern irgendwelche Schwierigkeiten gehabt zu haben. Auch in den Spielen außerhalb der Schule machte man in dieser

Hinsicht keinen Unterschied. Meine Brüder hatten neben ihren jüdischen Freunden auch christliche, und man besuchte sich gegenseitig in den Familien. Es gab Kinder aus frommen Familien, die am Sabbat in der Schule nicht schrieben. Der jüdische Religionsunterricht war Teil des Schulunterrichtes und wurde im Gymnasium abgehalten, auch im Schulzeugnis zensiert. Der Unterricht in der hebräischen Sprache dagegen war Angelegenheit der jüdischen Kulturgemeinde und hatte mit der Schule nichts zu tun ...

Dem Antisemitismus begegnete ich auf der Schule kaum. Es sind mir aus der ganzen Schulzeit nur wenige Vorfälle rememberlich, die überhaupt unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten sind. Bei der Prämienverteilung war es üblich, daß der Primus der Oberprima, der „Primus omnium“, die mit dem Namenszug des Kaisers signierte Kaiserprämie erhielt. Seit Jahren war das damals ein Buch von Vislicenus „Deutschlands Seemacht“. Als ich nun Primus omnium war und die jährliche Prämienverteilung stattfand, erklärte der Di-

rektor: Da meine Interessen mehr auf geistigem Gebiet lägen, hätte man mir „Büchmanns Geflügelte Worte“ gegeben. Die Kaiser-Prämie erhielt ein anderer. Das war aber auch das einzige Mal, daß ich aus antijüdischer Einstellung heraus während meiner Schulzeit eine Zurücksetzung erfuhr. Von seiten der Mitschüler begegnete mir der Antisemitismus zum ersten Male kurz vor dem Abiturrexamen. Das Examen wurde mit einem Kommers gefeiert, an dem das gesamte Lehrerkollegium, Vertreter des Offizierskorps und sonstige Ehrengäste neben den Angehörigen der Abiturienten teilzunehmen pflegten. Dem Primus omnium oblag es, den offiziellen Teil zu leiten und das Präsidium zu führen. Dazu gehörte auch die offizielle Rede mit dem Kaiserhoch. Einer meiner Mitschüler, ein Professorssohn, protestierte dagegen, daß ein Jude das Kaiserhoch ausbringen könnte. Aber meine Mitschüler traten einmütig für mich ein und es blieb bei der Regel...

Im Jahre 1913 fand die Jahrhundertfeier zum Andenken an die Befreiungskriege statt. Als Kern der Feier wurde ein Festspiel aufgeführt, dessen Darsteller den Offizierskreisen angehörten, dessen Verfasser aber unser Rabbiner war. Wenn er auch sein Schriftstellerpseudonym „Fritz Werner“ gebrauchte, so wußte in einer solchen Stadt doch jeder Bescheid. Das alles war damals in der Stadt meiner Kindheit und ersten Jugend möglich. Und wenn ich sie jetzt in der Erinnerung wieder vor mir sehe, mit den altertümlichen Speichern auf hohem Ufer, an dem majestätisch breit und träge gleitenden Strom, gekrönt von dem Turm aus der Ordensritterzeit, übergossen von dem rötlichen Lichte der späten Nachmittagssonne, so ist nichts, was die Erinnerung an diese Stadt trübt...

Ostern 1913 bezog ich die Universität Berlin, um Jura zu studieren. Mein sechs Jahre älterer Bruder arbeitete bereits auf das medizinische Staatsexamen hin und hatte mir in demselben Hause, in dem er wohnte, im romantischen Viertel, ein Zimmerchen besorgt. Meine Mutter, die mit fünf unversorgten Kindern — mein Vater war 1904 gestorben — zurückblieb, kostete es ohnehin Anstrengung genug, zwei Söhne studieren zu lassen. Das romantische Viertel, südlich des Stettiner Bahnhofes, wurde so genannt, weil die Straßen nach deutschen Romantikern benannt waren; z. B. Tieck, Novalis, Eichendorff. Wir wohnten in der Eichendorffstraße. Ich fühlte mich zunächst — ich war noch nicht ganz 18 —

furchtbar einsam in der großen Stadt. Mein älterer Bruder hatte mit sich zu tun. Freunde hatte ich noch nicht. Es kam hinzu, daß diese Gegend, in der damals noch die meisten Studenten wohnten, denkbar unangenehm war. Die virgo publica niedersten Grades umkreiste angriffslustig Tag und Nacht die Häuserblocks. Wenn nicht glücklicherweise gerade Hundesperre war, so war es unvermeidlich irgendwo hineinzutreten. In dieser Gegend waren viele Kellerrestaurants (Bouillonkeller), die sich offenbar alle recht große Hunde hielten. Nach diesen Restaurants roch die ganze Gegend. Frische Luft gab es in diesen Straßen nicht. Die Häuser waren eins wie das andere alt und gleichförmig und freudlos. So kam der neugebackene Student zunächst nicht in die Stimmung, Beobachtungen zu sammeln. Denn er hatte zu tun, erst einmal sein seelisches Gleichgewicht wiederzufinden...

Im Sommersemester 1914 ließen wir alle Sonnabendkollegs schießen und wanderten in die an Seen und Wäldern reiche Umgebung Berlins. An Sonntagen waren alle Stadtbahnzüge in die Umgebung so stark besetzt, daß ein Ausflug in diesen Menschenmassen keine Erholung bot. Noch vor Schluß des Semesters begleitete ich meine herzkrankte Mutter nach Bad Nauheim. Ich hatte mir damals vom Stundengeben und von Stipendien Geld zu einer Reise gespart... Ich war froh, als es meiner Mutter wieder besser ging und ich der Langeweile entfliehen, das heißt Bad Nauheim verlassen konnte. In Biebrich bei Wiesbaden kam ich an den Rhein und fuhr stromab zunächst bis Rüdesheim, wanderte dann durch die Weinberge zum Niederwalddenkmal hinaus und zur nächsten Anlegestelle des Dampfers wieder herunter. Diese Stimmung, wie sie in den vielen Rheinliedern zum Ausdruck kommt, ist tatsächlich vorhanden. Die Gassen dieser uralten Städtchen durchweht ein Hauch von Behaglichkeit und Gemütlichkeit, als ob die Zeit stehen geblieben wäre. Auch die Menschen sind so, ein heiterer und freundlicher Schlag...

Tagelang hatte ich keine Zeitung gelesen. Jetzt kaufte ich mir eine und las: Österreichisches Ultimatum an Serbien. Ich nahm den nächsten Zug und besuchte noch meinen Bruder in Hamburg, der dort einen Arzt vertrat. Die vaterländische Begeisterung schlug bereits hohe Wogen. Abends in den Cafés wurden nationale Lieder gespielt und von den Gästen mitgesungen. Bei dem Deutschlandlied

erhob sich alles und sang stehend mit. Es war höchste Zeit heimzukehren.

Schon an einem der nächsten Tage zog unter Trommelwirbel ein kleines Militärkommando von Platz zu Platz und ein Offizier verlas die Ankündigung des „Zustandes drohender Kriegsgefahr“. Mein Bruder, der gerade sein Jahr abdiente, wurde sofort als Feldunterarzt eingezogen. Ich war damals 19 Jahre alt und daher noch nicht wehrpflichtig. Alles rechnete damals mit einem kurzen Krieg, der Weihnachten zu Ende sein würde. Die allgemeine Stimmung in der Bevölkerung war so, daß man sich genierte, als junger gesunder Mensch noch in Zivil sich auf der Straße sehen zu lassen. Die Truppenteile waren von Menschen überlaufen, die sich freiwillig meldeten. Mit einem Studienfreund meldete ich mich freiwillig zur Feldartillerie und wurde am 6. August eingekleidet. Die Ausbildung erfolgte noch unter aktiven Unteroffizieren, wenn auch im beschleunigten Tempo . . .

Nach kurzem Kasernendrill kommt der Verfasser an die Ostfront und bald in die ersten Gefechte. Zum Unteroffizier befördert, erhält er eine Spezialausbildung in einer der ersten Flakseinheiten der deutschen Armee. Danach wird er zunächst wieder im Osten eingesetzt, später, 1917, an der Westfront. Wegen besonderen Tapferkeitsbeweises wird ihm das Eiserne Kreuz verliehen.

Als Jude wird Neumann wiederholt bei Beförderungen übergangen. Schließlich doch auf einen Offiziersaspirantenkursus geschickt, merkt er bald, daß ihm „der Leiter des Kursus die Qualifikation nicht geben würde“, wobei alle Beteiligten wissen, daß es nicht an seinen Leistungen gelegen hatte. Nach einem Zwischenspiel bei einer Ersatzeinheit in Freiburg/Br. kommt der Autor im Sommer 1918 zu einer Flakbatterie ins Große Hauptquartier. Als man seinen Papieren entnimmt, daß er Jude ist, wird er unter einem Vorwand nach Freiburg zurückversetzt. Von da geht er abermals — bis zum Ende des Krieges — an die Westfront.

Von Anfang 1919 an besuchte der Verfasser zur Fortsetzung seines juristischen Studiums die Universität Greifswald. Hier begegnet ihm — auch in den Kreisen der studierenden ehemaligen Soldaten und Offiziere — zum ersten Mal massiver Antisemitismus, vor allem bei

solchen, „die den Übergang vom Schützengraben zu einem zivilen Beruf nicht mehr finden konnten oder wollten“. „Unbeschreiblich widerwärtig waren die antisemitischen Parolen und Zeichnungen, die innerhalb der Wände der WC zu finden waren. Daß Eisner in Bayern die erste Republik ausgerufen hatte und Rosa Luxemburg im Vordergrund vom Spartakus stand, hatte den Antisemitismus bereits auf eine Höhe gebracht, wie sie vor dem Kriege niemals vorhanden war. Als in einem Praktikum, in dem Rechtsfälle aus dem täglichen Leben besprochen wurden, ein jüdischer Kommilitone und ich am häufigsten antworteten, erhob sich lebhaftes Scharren, das studentische Zeichen des Mißfallens. Prof. K., wie ich später hörte, Demokrat, verstand sofort die Bedeutung dieses Scharrens und griff energisch ein, mit dem Hinweis, daß hier jeder eine Antwort geben könne, der eine Antwort weiß. Dieser Vorfall paßte in den Rahmen der WC-Inschriften. Jedoch darf man nicht verallgemeinern“.

Nach Promotion, Referendarszeit, Assessor-examen und einer vorübergehenden Tätigkeit bei einem Berliner Landgericht als Staatsanwalt wird Neumann 1923, auf dem Höhepunkt der Inflation, in einer kleinen Stadt in der Nähe Berlins als Rechtsanwalt zugelassen. Es folgen bis zur großen Wirtschaftskrise einige gute Jahre mit florierender Anwaltspraxis, Familiengründung und beginnendem Wohlstand, doch verläßt den Verfasser nur selten die Skepsis gegenüber den Konstruktionsfehlern der Weimarer Republik; voller Sorge registriert er die Zeichen der zunehmenden politischen Polarisierung. Um in dieser Lage das Seine zu tun, wird er aktives Mitglied in einer Partei der Mitte, der Deutschen Demokratischen Partei.

1931 wird ein Schauspiel des Autors über Ehe- und Scheidungsprobleme im Kleinen Theater unter den Linden aufgeführt, daß von der Kritik beifällig aufgenommen wird. 1932 erscheint das Stück erneut — in einem anderen Berliner Theater — auf dem gleichen Spielplan. Das große Unbehagen über das Vordringen Hitlers und der NSDAP wird noch einmal von der Hoffnung abgelöst, der deutliche Niedergang des Nazitums in der zweiten Hälfte des Jahres 1932 werde sich fortsetzen — doch es kam anders.

Ringen um die berufliche Existenz

Der erste Monat des Jahres 1933 sah Hitler als Reichskanzler. In unserer Stadt änderte sich zunächst nicht viel. Die Bürger steckten genauso ihre schwarz-weiß-roten Fahnen heraus wie vorher. Die blutrote Hakenkreuzfahne sah man nicht allzuviel. Da unsere Brücke zur Altstadt umgebaut wurde, mußte der Straßenverkehr eingleisig reguliert werden. Dieses Amt besorgten jetzt SS-Leute, indem sie mal rot, mal grün winkten, beziehungsweise bei Dunkelheit entsprechende Lichtsignale gaben. Sonst waren sie völlig harmlos. Einer meiner ersten Mandanten am Tage nach Hitlers Regierungsantritt war ein SS-Mann in voller Uniform. Ich sah zum ersten Male diese Uniform. Er erschien in Begleitung des Vorsitzenden des Vermietersvereins, den ich kannte und der wußte, daß ich Jude bin. Der SS-Mann brauchte die notarielle Beglaubigung seiner Unterschrift. Als Legitimation legte er einen Ausweis der NSDAP vor, der wie ein Reisepaß ein ganzes Buch mit Lichtbild und vielen Stempeln darstellte.

War vielleicht wirklich die antisemitische Walze noch nicht so intensiv gespielt worden? Das Buch „Mein Kampf“ hatte ja kaum einer gelesen. Nach allen meinen persönlichen Eindrücken mußte ich annehmen, daß man wenigstens in unserer Stadt noch nicht so gegen die Juden gehetzt hatte. Ein Mandant, der sich später als eifriges Mitglied der Nazi-Partei entpuppte, erschien in dieser Zeit erstmalig mit einer ganzen Reihe von Prozessen in meiner Praxis. Die Tochter eines national-sozialistischen Stadtrates war und blieb bei mir in der Lehre. Ein Kollege, der sich in voller SA-Uniform befand, nahm mich eines Tages vom Gericht zur Neustadt in seinem Auto mit. Ich mußte vorn neben ihm sitzen. Es war für mich ein merkwürdiges Gefühl, als wir einer SA-Kolonie mit Fahne begegneten und deren Führer meinen Kollegen grüßte. Auch im Getreidegeschäft meines Schwiegervaters änderte sich zunächst nichts. Mein Schwiegervater war 1930 gestorben. Das Geschäft wurde aber von seiner Witwe und deren Sohn mit Hilfe des langjährigen christlichen Prokuristen fortgeführt. Obwohl die NSDAP gerade auf dem Lande viel Anhang hatte, hatte die Firma mit den Bauern keinerlei Schwierigkeiten.

Nachdem die Partei mit Hilfe des Reichstagsbrandes und einer darauf basierenden Angstmacherei vor dem Kommunismus es zu einem

fast 50prozentigen Wahlsieg gebracht hatte, wurde sie auch bei uns lebendiger. Am Vormittag nach der Wahl wurden aus der Sparkasse und dem Rathaus die schwarzrotgoldenen Fahnen herausgeholt und öffentlich verbrannt. Bei der Kommandantur gelang das nicht. Man erzählte in der Stadt, ein Trupp Braunhemden habe die Fahne mit der schwarz-rot-goldenen Gösch herunterholen wollen. Aber der Stadtkommandant habe die Wache mit Gewehr antreten lassen und gedroht zu schießen, worauf der Trupp unverrichteter Dinge wieder abgezogen sei.

Eines Morgens lagen die Schaufensterscheiben der jüdischen Geschäfte in der Hauptgeschäftsstraße in Trümmern. Unsere christlichen Mitbürger standen auf der Straße und machten ihrer Empörung laut und ungeniert Luft. Der Erfolg war, daß die Partei sich in keiner Weise dieser Tat rühmte, vielmehr eine amtliche Notiz in der Presse erschien, das hätten die Kommunisten gemacht und man sei den Tätern bereits auf der Spur. Sie wurden natürlich nie gefaßt. Dann setzte „schlagartig“ eine Judenhetze von unerhörtem Ausmaß im Radio ein, ebenso in der Presse und teilweise auch schon in Umzügen. Der Lautsprecher brüllte tagsüber und abends seine Hetzreden. Wer selbst keinen Juden kannte, mußte den Eindruck eines Raubtieres erhalten, wie es in dieser Ungeheuerlichkeit in der ganzen Tierwelt nicht vorkommt. Ich stellte das Radio natürlich ab. Aber meine Frau, wie von einem unwiderstehlichen Zwange getrieben, mußte alles hören. Dabei lag sie weinend auf dem Sofa. Ein jüdischer Kollege aus der Nachbarstadt verübte um diese Zeit mit seiner Frau Selbstmord. Meine Frau wünschte auch den Gashahn aufzudrehen. „Ich schäme mich, weiter zu leben“, sagte sie nur immer. Ich erwiderte ihr, wir müßten an unsere Kinder denken. Nicht wir brauchten uns zu schämen. Meine Schwiegermutter, die etwa eine Viertelstunde außerhalb der Stadt in ihrer Villa wohnte, schlug uns vor, vorläufig zu ihr zu ziehen, bis sich alles wieder beruhigt habe. Gern machten wir davon Gebrauch. Leid ist gemeinsam leichter zu ertragen. Meine Praxis nahm ich weiter wahr, indem ich mit meinem Wagen ins Büro fuhr.

So kam der 1. April 1933 heran, der Tag des Boykotts und der Tag, an dem die Nazi-Partei das Tischtuch zwischen sich und der

zivilisierten Menschheit zerschnitt. In letzter Minute wurde eine Anordnung durchs Radio bekanntgegeben, daß niemand daran gehindert werden dürfe, sein Geschäft selbst zu schließen. Die jüdischen Kaufleute unserer Stadt hatten sich geeinigt, ihre Geschäfte an diesem Tage nicht zu öffnen. Ein Kaufmann in der Altstadt, der es nicht getan hatte, erhielt in seinem Laden von einem Nazi Ohrfeigen. Ich ging natürlich gar nicht erst ins Büro. Leiter des Boykottausschusses in unserer Stadt war derselbe Kollege, dessen Schwester ein Geschäft mit Radiogeräten und elektrischen Artikeln unterhielt. Sie hatte viel jüdische Kundschaft. Er selbst war bei mir als Referendar tätig gewesen. So kam es wohl, daß der Aufruf des Boykottausschusses in unserer Stadt nicht so gehässig ausfiel. Die Angelegenheit wurde mehr als eine Maßnahme zum Schutze der Juden gegen die empörte Volkswut aufgezo-gen. Mir selbst schrieb er einen Brief, worin er mich ersuchte, im eigenen Interesse vorerst dem Gericht fernzubleiben. Es gab an diesem Tage Christen, die in ihrer Empörung gerade jüdische Geschäfte trotz Boykottposten aufsuchen wollten. In einer kleinen Stadt Pommerns, wo einer den anderen kannte, ließen sich die Boykottposten von dem Schwager meiner Frau, vor dessen Geschäft sie standen, warmen Kaffee geben, weil sie solange bei dem kühlen Wetter draußen herumstehen mußten.

In diesen Tagen ging die Pressehetze gegen die jüdischen Anwälte los, geleitet von Herrn Freisler, Staatssekretär im Reichsjustizministerium. Als die Zeitungen schrieben, daß der Boykott nun allgemein zu Ende sei, fuhr ich wieder ins Büro, weil ich gerade einen Termin auf dem Gericht hatte. Ich wunderte mich, daß mich alle sehr erstaunt ansahen. Aber niemand sagte etwas. Ich wußte nicht, daß inzwischen hintenherum im Verwaltungswege ein allgemeiner Ausschluß der jüdischen Anwälte vom Betreten der Gerichtsgebäude kraft des Hausrechts der Justizbehörden verfügt war. Unbefangen nahm ich meinen Termin wahr. Als ich einem gegnerischen Zeugen Vorhaltungen machen mußte, erwiderte dieser, er brauche auf meine Fragen nicht zu antworten. Der Richter erklärte aber sehr energisch, ob er zu antworten habe oder nicht, das bestimme er selbst. Ich hörte dann, daß der Aufsichtsrichter bei dem Leiter des Boykottausschusses angefragt und die Antwort erhalten hatte, die hiesige Nazi-partei habe gegen mein Auftreten vor Gericht nichts einzuwenden. So nahm ich noch einige Tage meine Termine wahr.

Dann muß aber wohl einer der Beamten oder Kollegen — ich vermute das letztere — sich beim Landgericht beschwert haben. Denn plötzlich wurde mir auf Weisung des Landgerichts das Betreten des Amtsgerichts untersagt. Trotzdem holte nur der Mandant, der selbst als Nazi erst nach dem Machtantritt Hitlers zu mir gekommen war, seine Akten zurück. Die übrigen blieben mir treu. Der Prozeßrichter war so anständig, soweit notwendig, sich mit mir telefonisch zu besprechen. Eine Zeitlang vertraten mich auch die Kollegen, besonders der Leiter des Boykottausschusses, der ja einmal als Referendar bei mir gearbeitet hatte. Strafsachen, an denen ich als Verteidiger beteiligt war, wurden vertagt. Zu dieser Zeit ging auf dem Dienstwege eine von Freisler gezeichnete Verfügung des Justizministerium ein, jeder nichtarische Notar solle sofort freiwillig die Erklärung abgeben, daß er sich der Ausübung der Notariatstätigkeit enthalte, widrigenfalls man für nichts einstehen könne, da die Volksempörung die Erteilung amtlicher Urkunden durch jüdische Notare nicht länger dulde.

Da sich Hindenburg nach dem Reichstagsbrand ein allgemeines Ermächtigungsgesetz zum „Schutz von Volk und Staat gegen kommunistische Umtriebe“ hatte abschwindeln lassen, hatte seitdem die Nazi-partei durch das in ihrer Hand befindliche Innenministerium den notwendigen „Freibrief“, „legal“ alle verfassungsmäßigen Rechte einschließlich desjenigen auf persönliche Freiheit zu durchbrechen. Wollte ich mich vor Konzentrationslager oder anderen Dingen bewahren, so mußte ich natürlich die gewünschte „freiwillige“ Erklärung abgeben. Meine seelische Erregung von damals läßt sich mit Worten nicht wiedergeben. Damals steckte man noch mitten drin im gesetzlichen Leben eines Rechtsstaates, in dem man groß geworden war. Da fällt es ausgerechnet dem Justizministerium ein, auf dem Dienstwege ganz gewöhnliche Erpresserbriefe zu verbreiten, weil man die Ausschaltung der jüdischen Notare noch nicht durch Gesetz erreichen kann.

Als Kriegsfreiwilliger und Bürger, der mit 19 Jahren an die Front gegangen war und die äußerste Pflicht gegen den Staat, die Wehrpflicht im Kriege, erfüllt hatte, war ich von besonderem Schmerz erfüllt. Ich setzte mich hin und schrieb einen eingeschriebenen Brief an Hindenburg. Darin appellierte ich an das Kameradschaftsgefühl des alten Soldaten, unter dessen Fahnen ich im Osten im Felde ge-

standen hatte. Ich war und bin überzeugt, daß er von diesen Erpresserbriefen des Justizministeriums nichts wußte. Den Brief sandte ich sofort zur Post. Als ich zu Tisch nach Hause kam — wir wohnten noch bei meiner Schwiegermutter — und alles berichtete, gerieten meine Frau und ihre Mutter in die höchste Erregung, ob ich denn uns alle unglücklich machen wolle; ich müsse sofort sehen, den Brief noch von der Post zurückzubekommen, bevor er abgehe. Ich wollte erst nicht. Denn ich konnte mir nicht denken, daß man dem Reichspräsidenten die Post unterschlägt. Schließlich gab ich nach und erhielt den Brief noch zurück.

Jetzt kamen die Kämpfe, um zunächst die Wiedezulassung zum Gericht zu erreichen. Zuerst hieß es, daß der Präsident der Anwaltskammer zu entscheiden habe. Ich ließ mir vom Leiter des Boykottausschusses und vom Polizeihauptmann Bescheinigungen geben, daß ich mich niemals kommunistisch betätigt habe. In die polizeiliche Bescheinigung ließ ich noch hineinschreiben, daß ich im Gegenteil der demokratischen Partei angehört und zuweilen auch deren Versammlungen geleitet hatte. Ich glaubte damit, am positivsten den Vorwurf des Kommunismus widerlegen zu können. Dieser auf meinen Wunsch erfolgte Zusatz erwies sich später als Fehler. Nur unser Aufsichtsrichter, an sich deutschnational, keineswegs Nazi, lehnte eine Bescheinigung ab, da er ja nicht wissen könne, was nicht gewesen sei. Da wir viel gesellschaftlich verkehrt hatten, war das die erste menschliche Enttäuschung. Ich fügte Militär-

unterlagen bei und schickte alles an die Anwaltskammer nach Potsdam. Ich bekam darauf eine Aufforderung, zunächst das (von mir verfaßte und) in Berlin gespielte Bühnenstück einzusenden. Also mußte jemand gegen mich arbeiten, der die Anwaltskammer darauf hingewiesen hatte. Das Stück erhielt ich alsbald mit einem höflichen Anschreiben zurück. Ich fuhr selbst nach Potsdam. Bei dem Vorsitzenden der Anwaltskammer, einem alten Justizrat, lagen Formulare eidesstattlicher Versicherungen, daß man weder der kommunistischen Partei angehört noch einen Kommunisten verteidigt hatte. Ich unterschrieb das wahrheitsgemäß. Aber es rührte sich nichts. Dann hieß es, man müsse die Teilnahme an mindestens einem Gefecht nachweisen. Das Zentralnachweisamt in Spandau, das die entsprechenden Stammrollenauszüge auf Antrag fertigte, konnte die Arbeit kaum schaffen. Die Zahl der jüdischen Frontkämpfer war doch recht groß, was nur die Nazis verwunderte. Schließlich hatte doch damals die allgemeine Dienstpflicht gegolten. Ich hatte den Eindruck, daß die Nazis, die ja vorher selbst die jüdischen Frontkämpfer von allen Sonderbestimmungen ausnehmen wollten, von der großen Zahl so überrascht waren, daß sie deren Wiedezulassung am liebsten auf den St.-Nimmerleins-Tag hinausgeschoben hätten. Nachdem das Gesetz über die Anwaltschaft nun einmal erlassen und das Verbleiben der Frontkämpfer sowie die Merkmale dieser Eigenschaft darin klipp und klar bestimmt waren, betrieb das Justizministerium offensichtliche Verschleppungstaktik.

Auftrittsverbot vor Gericht —

„Die Rassenfrage hatte sich als Kassenfrage entpuppt“

Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten hat damals unsere Interessen fieberhaft wahrgenommen. Ich habe die Einzelheiten nicht mehr im Gedächtnis. Aber ich glaube, sein Vorsitzender, der im Kriege zuerst das Schallmeßverfahren zur Festlegung feindlicher Batterien entwickelt hatte, hatte noch immer Beziehungen zum Kriegsministerium. Vor allem aber setzte sich Hindenburg doch für die jüdischen Frontkämpfer ein. Es bedurfte aber erst stärksten Drucks von dieser Seite, bis das Justizministerium endlich seine Verschleppungstaktik aufgab. Es erschien nun eine Verfügung, welche die Verfügung vom So-

undsovielten aufhob. Daß wir wieder vor Gericht auftreten dürften, wurde nicht ausdrücklich ausgesprochen. Ich gab dem Aufsichtsrichter eine eidesstattliche Versicherung über meine Frontkämpfereigenschaft, wies auf diese Verfügung hin und durfte wieder selbst auf dem Amtsgericht nach einer Sperre von fast drei Monaten verhandeln.

In der ersten Verhandlung erklärte ausgerechnet ein Kollege, der sich früher bei uns über das Nazitum lustig gemacht hatte, er müsse es ablehnen, mit mir zu verhandeln; ich hätte noch kein Recht, hier aufzutreten. Ich erklärte, darüber habe er nicht zu ent-

scheiden, und wenn er nicht verhandeln wolle, werde ich Versäumnisurteil gegen seine Partei beantragen. Er erwiderte, ich könnte mich telefonisch beim Ministerium erkundigen. Ich lehnte das ab, da eine klare Verordnung vorliege. Möglich war ja, daß das Ministerium hintenherum wieder aufheben wollte, was es notgedrungen öffentlich hatte zugestehen müssen. Der „Kollege“ lief wutschnaubend zum Aufsichtsrichter, kam aber bald wieder zurück. Ich hörte hinterher, daß dieser es ablehnte, noch auf irgendwelche Zeitungsnotizen etwas zu geben, für ihn seien die amtlichen Erlasse maßgebend. Der Kollege versuchte nun, den Prozeßrichter, einen jungen Assessor, einzuschüchtern. Dieser ließ mich für diese Sitzung zu und gab mir auf, binnen einer Woche den Nachweis der Wiederezulassung zu führen. Alles das spielte sich in öffentlicher Sitzung vor den Augen des Publikums ab. Niemand ergriff für den Kollegen Partei, auch keiner der anderen Anwälte. Einer der christlichen Kollegen sagte mir nachher, daß Mandanten von ihm, die dabei waren, das Verhalten des Kollegen empörend gefunden hatten. Die Rassenfrage hatte sich als Kassenfrage entpuppt. Einige Tage später hielt mich derselbe Kollege an, als wir vom Gericht kamen. Er fragte, was meine Frau und meine Kinder machten. Ich sagte, ich müsse mich sehr wundern, daß er erst mir das Verhandeln vor Gericht habe streitig machen wollen und jetzt nach dem Ergehen meiner Familie frage. Er erwiderte, man werde schon von allem so verrückt, daß man gar nicht mehr wisse, was man tue, ich solle ihm das nicht übel nehmen.

Inzwischen ereignete sich im Mai 1933 noch folgendes: Eines Tages erscheint in meinem Büro der mir bekannte Kriminalbeamte unserer Polizeibehörde mit einem Nazi in Zivil, einem Fuhrhalter, der mich mit seiner Taxe schon manchmal gefahren hatte, als ich noch keinen Wagen besaß. Jetzt nimmt er im Büro mit feierlicher Amtsmiene Platz. Der Kriminalbeamte kommt in mein Sprechzimmer und erklärt, er habe den Auftrag, Haussuchung zu halten. Ich sage: Bitte. Also er verlangte eine Akte: demokratische Partei. Ich drücke auf eine Klingel und lasse das Lehrfräulein die gewünschte Akte bringen. Ich merke, wie er staunt, daß diese Akten ganz offen und jedem zugänglich im Büro liegen. Dann verlangt er eine Akte: Liga für Menschenrechte. Sie wird in derselben Weise gebracht. „Etwas dünn“, meint er lächelnd. Sie enthielt nur ein Blatt mit einigen Postab-

schnitten über Beiträge. „Dann sollen Sie da eine Akte ‚Boycott Blaukreuz‘ haben.“ Ich geriet jetzt doch in Erstaunen und erklärte, daß ich solch eine Akte nicht kenne. Mir schwebten Gedanken an Blausäuregasgranaten durch den Sinn. Im Krieg nannte man diese Granaten Blaukreuz. Wollte man mir derartiges in die Schuhe schieben? Ich fragte, was denn diese Akte für einen Inhalt haben solle. Der Kriminalbeamte zuckte die Achseln. „Fragen Sie mal Ihren Bürovorsteher, der wird es wissen.“ Ich lasse den Bürovorsteher kommen, der schon fünf Jahre bei mir war. Er sah abwechselnd blaß und rot aus. „Das ist doch die Akte, wo die Boykottverfügungen drin sind. Da wir keine Bezeichnung dafür haben, hat Fräulein K ein blaues Kreuz auf den Aktenschwanz gemacht. Daher nennen wir die Akte im Büro immer: Boycott Blaukreuz. Das sagte der Bürovorsteher. Ich ließ die Akte bringen. Sie enthielt lediglich die amtlichen Schreiben und meine Gesuche um Wiederezulassung. Der Beamte sagte weiter: „Dann sollen Sie ein Theaterstück geschrieben haben, worin Sozialdemokraten auf Nationalsozialisten schießen.“ Ich erklärte: „Solch einen Unsinn habe ich nie geschrieben. Aber es ist wohl das aufgeführte Stück gemeint. Das habe ich der Anwaltskammer auch schon vorlegen müssen, aber wieder zurück bekommen.“ „Na, dann wird es das wohl sein“, meinte er, „dann geben Sie das man her.“ Ich erwiderte, das sei leider in meiner Privatwohnung. Er wollte es sich dort abholen. Ich wandte ein, daß meine Frau sicher einen Todschreck bekommen werde, wenn plötzlich die Kriminalpolizei erscheint. Ich wollte es selbst holen. Er (mit einem Kopfnicken zum andern Zimmer, wo der Nazi saß): „Nein, bleiben Sie lieber hier. Sie wissen ja, was die dann vielleicht gleich wieder denken. Können Sie nicht Ihre Frau anrufen und jemand vom Personal schicken?“ Ich verfuhr demgemäß. Als er dann das Stück hatte, entfernte er sich mit dem Nazi. Das Personal war inzwischen zu Tisch gegangen. Als ich dann auch gehen wollte und das Vorzimmer passierte, sah ich meinen Bürovorsteher die Akten im Aktenregal kontrollieren. Er hatte um diese Zeit im Büro nichts mehr zu suchen. Er hatte eine Akte in der Hand, die meinen Briefwechsel mit meinen Verlegern enthielt. Alles, was sich auf ein verbranntes Theaterstück über die psychologischen Ursachen der Nazibewegung bezog, hatte ich bereits daraus entfernt.

Am Nachmittag rief mich der Polizeihauptmann an und sagte, es sei alles in Ordnung,

er schicke mir die Akten gleich zurück. Es sei nur gut, daß sie alles gleich bei mir bekommen hätten. So hätte er den andern gleich zeigen können, daß alles in Ordnung sei. Es seien da immer gewisse Heißsporne und es sei gut, wenn noch ein ruhig denkender Beamter vorhanden sei. Ich dankte ihm für den Anruf. Zehn Minuten später erschien ein uniformierter Polizeibeamter, grüßte militärisch und händigte mir alle Akten wieder aus. Ich nahm diese in meine Wohnung, um den Bürovorsteher im Glauben zu lassen, daß die Sache laufe, damit er nicht wieder etwas neues aushecke. Ich sagte ihm aber nichts. Ich setzte ihm aber eine meiner langjährigen Stenotypistinnen in sein Zimmer, so daß er nicht mehr allein war. Ich sprach auch außer dem dienstlich unbedingt Notwendigen kein Wort mehr mit ihm. Ich merkte in den nächsten Tagen, wie ihn das unsicher machte. Alle Telefongespräche betreffend meine Zulassung führte ich nun von meiner Privatwohnung aus, da sonst der Bürovorsteher im Durchstellapparat mithören konnte. Trotzdem war es ein unangenehmes Gefühl, solch einen Schurken noch weiter in meinem Büro zu haben. Dieser Mensch war fünf Jahre bei mir und stets gut behandelt worden. Alle Bekannten rieten mir ab, ihn hinauszuerwerfen.

Eines Tages kam mein Lehrling, die Tochter des früher erwähnten nationalsozialistischen Stadtrates, weinend zu mir, der Bürovorsteher habe sie ausgeschimpft, sie hätte mich verraten. Ich sagte ihr, hier sei nichts zu verraten. Aber verleumdet sei ich worden. Ich kanzelte den Bürovorsteher in ihrer Gegenwart ab, er sei der letzte, der gegen jemand Vorwürfe erheben dürfe. Nach einigen Tagen ließ ich ihn dann doch kommen und erklärte die fristlose Entlassung. Ich sagte ihm auch die Gründe, erklärte mich aber bereit, den Rückgang der Praxis und die Suspendierung des Notariats als offizielle Gründe anzugeben, damit er eine neue Stellung finden könne. Ich zahlte ihm das Geld nur bis zu diesem Tage aus und ließ ihn das Büro nach Abgabe der Schlüssel sofort verlassen. Er klagte vor dem Arbeitsgericht auf das weitere Gehalt, da er an sich auf Grund seiner langen Dienstzeit Anspruch auf sechs Monate Kündigungsfrist hatte, wenn kein Grund zu fristloser Entlassung vorlag. Er gewann in erster Instanz, nachdem er geschworen hatte, die Anzeige gegen mich weder gemacht noch veranlaßt zu haben. Daß nur jemand aus dem Büro wissen konnte, daß die eine Akte ein blaues Kreuz auf dem Aktenschwanz hatte,

nahm auch das Gericht an. Es lehnte es aber ab, das übrige Personal zu vernehmen. Ich legte Berufung beim Landesarbeitsgericht ein. Nachdem mein Bürovorsteher die Stadt verlassen hatte, meldeten sich eine Reihe von Zeugen bei mir, zu denen er geäußert hatte, er werde es mir schon besorgen, daß ich meinen Beruf bestimmt verliere. Auch mein Personal kam jetzt mit der Sprache heraus. Er hatte also einen glatten Meineid geleistet. Das Landesarbeitsgericht war von vornherein gegen ihn eingestellt. Er selbst war nicht mehr erschienen, sondern durch die Arbeitsfront vertreten. Mein Anwalt riet mir, auf die Vergleichsbemühungen der Gegenseite trotzdem einzugehen, da sonst so ein Mensch nur immer neue Eingaben aushecke. So zahlte ich dann noch das Gehalt für drei Monate unter Protest gegen eine Verpflichtung dazu, was das Gericht ausdrücklich vermerkte. Später hörte ich, daß mein Bürovorsteher als Kommunist bekannt gewesen sei.

Endlich im Juni/Juli kam eine Verfügung, wonach ich das Notariat wieder ausüben durfte. Aber man konnte das nur von Mund zu Mund bekannt machen. Unsere Zeitung nahm Inserate von Juden nicht mehr auf. Das Beamtengesetz (Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums, wie es sich nannte), das inzwischen erlassen war, nahm die nichtarischen Frontkämpfer von der Entlassung aus. Es enthielt aber eine Bestimmung, wonach jeder Beamte wegen politischer Unzuverlässigkeit entlassen werden konnte. In einer Durchführungsverordnung wurde zwar versucht, diese Kautschuckbestimmung näher zu begrenzen. Aber wie wir noch sehen werden, kümmerte man sich nicht darum. Da diese Bestimmung sich auf alle Beamten, also auch auf die Richter bezog, war damit die Unabsetzbarkeit und damit die Unabhängigkeit der Richter aufgehoben. Sie ist auch nie wieder hergestellt worden. Ohne Unabsetzbarkeit der Richter und ohne Konzentrationslager konnte diese „auf der Liebe des Volkes“ beruhende Regierung trotz 99prozentiger Wahlsiege eben nicht bestehen. Dieses ganze Berufsbeamtengesetz war ein einziger Bruch der Versprechungen, die Hitler in seiner Rede zur Erlangung des Ermächtigungsgesetzes gegeben hatte.

Im Wiederbesitz der Anwaltschaft und des Notariates glaubte ich, nunmehr der Zukunft einigermaßen ruhig entgegen sehen zu können. Mein Personal von sechs Angestellten mußte ich natürlich erheblich reduzieren.

Aber auch in einem anderen Punkt blieb ich noch im Nachteil. In jenen Notzeiten spielte die Zuteilung der Armenrechtsmandate eine erhebliche Rolle, da der Staat einen beträchtlichen Teil der gesetzlichen Anwaltsgebühren zahlte, oft auch die ganze Gebührenforderung vom unterliegenden Gegner beigetrieben werden konnte. Es bestand offenbar ein Geheimerlaß, jüdische Anwälte nicht mehr als Armenanwalt zu bestellen... Dadurch gingen mir natürlich viele Mandate verloren. Ein Boykott war zu jener Zeit noch kaum zu spüren, zumal ich gerade damals ganz gute Erfolge hatte. Das lag wohl daran, daß ich mich jetzt jeder Sache noch viel intensiver widmen konnte als früher bei der umfangreicheren Tätigkeit. Der nach meinen Beobachtungen völlig unbegründete Glaube, daß man mit einem jüdischen Anwalt nicht gewinnen könne, kam erst später im Publikum auf.

Für das Notariat war die beste Zeit versäumt, da inzwischen das preußische Erbhofgesetz erschien und nun Grundstückskäufe und Hypothekeneintragungen stockten. Am 30. September lief die Frist ab, bis zu der das Notariat widerrufen werden konnte. Ich hatte mich schon sicher gefühlt. Da erschienen an diesem Tage in meinem Büro der Justizober-

inspektor und ein Gerichtsdienstler des Amtsgerichts mit einem Schlosser. Ich unterbrach die Besprechung, die ich gerade hatte. Der Oberinspektor hatte eine Miene, als ob er zu einem Begräbnis käme. Ich kannte ja die alten Beamten unseres Gerichts nun seit zehn Jahren. Er übergab mir die Verfügung des Justizministers: „Gemäß Paragraph 4 des Berufsbeamtengesetzes entlasse ich Sie hiermit aus dem Amte als Notar“. Der Gerichtsdienstler beziehungsweise Justizwachtmeister war mitgekommen, um die Zustellung zu bewirken, der Schlosser, um sofort die Amtssiegel aus der Siegelpresse zu entfernen. Stempel und Notariatsregister mußte ich sofort mitgeben. Sämtliche Notariatsakten gingen an das Amtsgericht zur Verwahrung, wie bei einem gestorbenen Notar. So hatte mich in letzter Minute doch noch mein Schicksal ereilt. Gründe waren nicht angegeben. Ich bewahrte äußerlich meine Ruhe und setzte die unterbrochene Konferenz mit meinem Mandanten fort. Ich wandte mich an den Reichsbund jüdischer Frontsoldaten, dem ich ja angehörte, und erhielt bald die Antwort, daß von den Fällen, deren er sich grade angenommen habe, meiner der einzige sei, wo der Referent eine Nachprüfung zugesagt habe. Das war der Unterschied zu arischen Beamten...

Verlust des Notariats — Erste Auswanderungspläne

Nach der Entziehung des Notariats glaubte ich doch nicht mehr, meine Familie in Deutschland ernähren zu können. Ich fuhr im Oktober 1933 zum Palästinaamt, da ich dort eine Siedlung erwerben und nach Palästina auswandern wollte. Ich hatte etwas Geld inzwischen flüssig gemacht. Aber es scheiterte an der Devisensperre. Den illegalen Weg mochte ich nicht beschreiten. An örtlich anderer Stelle war damals schon die „Paltret“ eingerichtet, die auf dem Wege eines Warenaustausches mit Palästina einen begrenzten Transfer in der Reihenfolge der Anmeldungen durchführte. Damals verlor man dabei 7%. Das erschien einem schon zuviel. Hätte man gehaut, was noch kommen würde! Im ersten Vierteljahr 1933 hatte man noch ohne Devisensperre auswandern können. Aber die Vermögen lagen ja durch die vielen Moratorien fest. Es brauchte Jahre, sie flüssig zu machen.

Außerdem ging ja die Judenhetze erst nach den Wahlen los.

Über Weihnachten 1933 fuhr ich mit meiner Frau nach Prag. Hier konnte man endlich seine Nerven ausruhen. Es war ein Gefühl, als ob man aus dem Gefängnis käme. Wir sahen hier im Deutschen Theater eine Aufführung von „Don Carlos“ mit Bassermann, Moissi und Ernst Deutsch. Als Moissi die Worte des Posa sprach: „Vor allem, Sire, geben Sie Gedankenfreiheit“, unterbrach das volle Haus mit minutenlangem Beifall.

Im Frühjahr 1934 wollte ich einen Monat Urlaub nehmen, den meine Frau und ich nach allem, was wir durchgemacht hatten, dringend brauchten. Ich beantragte wie üblich, mir einen Vertreter zu bestellen und den Urlaub zu bewilligen. Darüber hatte das Kammergericht zu entscheiden. Aber die Sache

klappte nicht, da nach Ansicht des Kammergerichts ich nur durch einen zugelassenen jüdischen Anwalt oder durch einen Arier vertreten werden konnte, während andere Oberlandesgerichte auch jüdische Referendare oder Assessoren bestellt hatten. Ich schrieb, daß ich an unserem Orte der einzige jüdische Anwalt sei — mein Sozius hatte sich schon vor dem Umbruch löschen lassen und war nach Berlin gezogen. Obwohl es der Landgerichtspräsident ausdrücklich gestattete, wagte kein arischer Assessor, mich zu vertreten. Sie waren ja alle Mitglied der SS oder SA. Schließlich fuhr ich selbst zum Referenten beim Kammergericht. Er war ein älterer Richter, der sämtliche Kriegsauszeichnungen im Knopfloch trug, also jedenfalls kein Parteimann. Ich trug schon seit der Nazizeit immer mein EK-Band im Knopfloch. Er sagte mir, das Justizministerium habe noch nicht entschieden. Bisher hätten sich jüdische Anwälte immer gegenseitig vertreten können. Der Fall sei der erste seiner Art, daher müsse man die Entscheidung des Ministers abwarten. Daß damals die Nichtnazis ihre Kriegsauszeichnungen im Knopfloch trugen, war eine allgemeine Erscheinung bei Juden und Christen. Sie dokumentierten damit, daß auch sie eine Existenzberechtigung hätten. Ich wartete zu Hause weiter. Die bereits gelösten Fahrkarten drohten zu verfallen. Da besann ich mich auf einen Paragraphen, wonach man die Gegenseite auf einen bevorstehenden größeren Schaden rechtzeitig hinweisen muß. Gestützt darauf, schrieb ich an das Kammergericht: Mein Urlaubsgesuch laufe jetzt schon so und so lange unerledigt. Durch die Ereignisse des Jahres 1933 seien meine Nerven so zerrüttet, daß ich Gefahr laufe, meine Arbeitsfähigkeit zu verlieren, wenn ich jetzt nicht endlich ausspannen könne. Bei Verlust meiner Arbeitsfähigkeit müßte ich den Staat für den Schaden haftbar machen. Am übernächsten Tage erhielt ich vom Kammergericht eine Liste von jüdischen Frontkämpferassessoren. Ich solle mir einen davon aussuchen; er werde dann sofort zu meinem Vertreter bestellt werden. Nun klappte es endlich.

Wir ... fuhren nach Sizilien. Es war um die Zeit April/Mai 1934. Bis Neapel fuhren wir ohne Pause durch. Das Gefühl, wenn man jetzt als Jude die deutsche Grenze hinter sich hatte, läßt sich mit Worten nicht wiedergeben. Kaum ein Ort war so geeignet, Nerven und Seele zu entspannen, wie Taormina ... Es war unser erster Urlaub seit dem sogenannten „Umbruch“. Wir genossen das

Glück, als freie Menschen in dieser wärmenden Frühjahrs Sonne und dieser herrlichen Natur spazieren gehen zu können. Auf der Rückfahrt auf dem Trajektschiff von Messina nach Reggio di Calabria ließ sich ein italienischer Matrose ausgerechnet von mir den Text des Horst-Wessel-Liedes diktieren. Er hatte offenbar eine Sammlung von Nationalhymnen. Im Zuge von Rom nach Florenz kamen wir mit einer Christin aus Wien ins Gespräch. Sie wollte gern Näheres über die Verhältnisse in Deutschland wissen. Wir hatten schon genug von Juden gehört, die im Auslande bespitzelt worden waren und mit denen sich dann, nach ihrer Rückkehr, die Gestapo beschäftigte. Wir erklärten, daß es für uns besser sei, über diese Dinge nicht zu sprechen. Dafür erzählte sie über das Nazitreiben in Wien, daß man in keinem Café mehr vor Papierböllern sicher sei und die Nazis bei der Wiener Bevölkerung höchst unbeliebt seien.

Das Jahr 1934 schien ein Nachlassen der Hetze zu bringen. Der Verkehr in der Praxis belebte sich etwas. Auch die jüdischen Geschäftsleute in unserer Stadt hatten wieder besser zu tun. Andererseits brachte das Erbhofgesetz erhebliche Einbußen. Jede rechtsgeschäftliche Vereinbarung über einen Erbhof oder dessen Zubehör, also insbesondere die Veräußerung oder Aufnahme einer Hypothek, bedurfte der Genehmigung des Anerbengerichtes, das bei jedem Amtsgericht gebildet wurde. Eine Vertretung vor diesem war nur durch Anwälte „deutschen Blutes“ zulässig. Auch Anträge oder Schriftsätze, die von einem jüdischen Anwalt oder Notar entworfen, aber von der arischen Partei selbst unterzeichnet waren, waren nach ausdrücklicher Vorschrift des Gesetzes zurückzuweisen. Also wurde der jüdische Jurist wieder aus einem großen Gebiet ausgeschaltet, auch wenn er an sich zugelassen war.

Seit Jahren vertrat ich die Eltern und Geschwister eines Bauern, die ihr ganzes Vermögen für den Ankauf einer Wirtschaft auf seinen Namen zur Verfügung gestellt hatten, denen er aber alles abtritt. Der Vater kam nach wie vor zu mir, hatte zwar die braunen SA-Hosen an, schimpfte aber in meinem Büro jedes Mal weidlich auf die Partei. Als er etwas später starb, las ich in der Zeitung eine Notiz: „PG ... ist gestorben. Er war das älteste und ein sehr verdientes Mitglied unserer Ortsgruppe der NSDAP.“

Schließlich wurden auch bei uns die ersten Stürmerkästen aufgestellt. Bekanntlich trugen

sie die Aufschrift: „Die Juden sind unser Unglück.“ Einer davon stand an der belebtesten Straßenkreuzung unserer Stadt. Als ich am ersten Morgen nach der Aufstellung auf dem Wege in mein Büro daran vorbei ging, rief mir ein Mandant, der politisch der Wirtschaftspartei nahe gestanden hatte, in Gegenwart des dort stationierten Polizisten laut über die ganze Straße zu: „Eine Schande ist das, Herr Doktor! Man muß sich schämen.“ Zweimal wurden über Nacht die Glasscheiben von Stürmerkästen in unserer Stadt zertrümmert.

Das Verfahren auf Wiedererlangung meines Notariats kam nicht vom Fleck. Immer hieß es, daß irgendwelche Auskünfte noch ausständen. Schließlich wurde mir selbst eine Rücksprache im Ministerium gewährt. Ich wurde von dem Sachbearbeiter, einem Ministerialrat, empfangen. Daß ich Mitglied der Liga für Menschenrechte gewesen war, genügte nach den ausdrücklichen gesetzlichen Bestimmungen allein nicht, um mich nach Paragraph 4 zu entlassen. Ich bat darum, mir doch zu sagen, was gegen mich vorläge. Die Antwort: „Sie haben sich in der demokratischen Partei betätigt.“ Ich erwiderte: „Das war die rechtsstehendste Partei, die für einen Juden in Frage kam.“ Der Ministerialrat: „Sie hat aber mit der Sozialdemokratie in der Wahl Listenverbindung gehabt.“ Ich wies darauf hin, daß ich als Kriegsfreiwilliger mit 19 Jahren schon an der Front gewesen sei. Die Antwort: „Man hätte Sie sowieso eingezogen.“ Ich entgegnete: „Damals glaubte man allgemein, der Krieg würde schon Weihnachten 1914 zu Ende sein.“ Er: „Waren Sie verwundet?“ Ich: „Nein, aber der neben mir hängende Mantel war von Granatsplittern durchlöchert.“ Dann kam die Rede darauf, daß ich vielleicht ein kulturbolschewistisches Stück geschrieben habe (ein Lieblingsausdruck der Nazis). Ich hatte das Manuskript dabei. Er blätterte darin. Ob ich es ihm da lassen wolle. Ich ließ es ihm da. Ich betonte, daß das Stück eine Scheidungsreform propagiere, wie sie ja auch von der NSDAP vertreten werde. Tatsächlich wurde später eine entsprechende Erleichterung der Scheidung Gesetz. Er wollte die Sache prüfen, da noch ein Bericht ausstehe. Damit wurde ich entlassen.

Im Herbst 1934 setzte eine erneute Boykottpropaganda ein. Man stellte Posten vor die jüdischen Geschäfte und Fotografen daneben, um die Kunden im Bilde festzuhalten. Bei dieser Verschärfung sanken meine Chancen, das Notariat zurück zu bekommen. Im November

1934 erhielt ich den Bescheid, daß meine Eingabe endgültig zurückgewiesen sei. Ich erhob gegen den Staat Klage, indem ich einen geringen Teilbetrag als Schadenersatz geltend machte. Bei derartigen Klagen gegen den Staat war das Reichsgericht ohne Rücksicht auf die Höhe des Streitwertes als letzte Instanz zuständig. Ich begründete die Klage damit, daß ich als Frontkämpfer zugelassen sei und kein Grund zur Anwendung des Paragraphen 4 vorliege. Der Staat als Beklagter lehnte die Angabe von Gründen ab, da die Behörde es nicht nötig habe, Gründe anzugeben. Es gab Fälle, in denen das Gericht das Verfahren aussetzen konnte, um zunächst eine Entscheidung der Verwaltungsbehörde herbeizuführen. Auf meinen Fall traf diese Vorschrift nicht zu. Trotzdem setzte das Landgericht Berlin auf Antrag des Beklagten das Verfahren aus. Die maßgebende Verwaltungsbehörde war in diesem Falle der Polizeipräsident von Berlin: Admiral i. R. von Lavetzow. Alte Soldaten hatten im allgemeinen für die jüdischen Frontkämpfer etwas übrig. Ich nehme an, daß seine Stellungnahme für mich nicht ungünstig war, denn nach einiger Zeit erklärte der Beklagte entsprechend meinem ursprünglichen Standpunkt, daß die Bestimmung betreffend Aussetzung hier nicht in Frage komme, und beantragte die Aussetzung wieder aufzuheben. Seine Verteidigung beschränkte sich darauf, daß die Behörde keine Gründe für die Entlassung anzugeben brauche. Ich verlor. Der Gegner willigte ein, daß ich unter Übergehung des Kammergerichts unmittelbar Revision an das Reichsgericht einlegen konnte. Es fand sich kein Anwalt vor dem Reichsgericht, der bereit war, meine Sache zu übernehmen. So mußte ich bei dem Reichsgericht beantragen, einen Anwalt zu bestimmen, der meine Sache zu führen habe. Das Reichsgericht lehnte meinen Antrag ab, da die Revision aussichtslos sei. Damit endete der Prozeß. Das Reichsgericht hatte in ständiger Rechtsprechung immer die Auffassung vertreten, daß es einer Nachprüfung unterliege, ob bei der Entlassung eines Beamten die gesetzlichen Bestimmungen beachtet seien. In der Folgezeit ging es von dieser Praxis mit der Begründung ab, daß das unter der jetzigen Regierung nicht mehr nötig sei, denn bei dieser Regierung könne man sich darauf verlassen, daß die Beamtenrechte schon von ihr selbst ausreichend beachtet würden, so daß eine Nachprüfung durch die Gerichte nicht mehr in Frage käme. Nicht umsonst war die Unabhängigkeit der Richter beseitigt worden.

Hausbau trotz aller Bedenken

Unsere in der Altstadt stehende Synagoge war schon lange baufällig. Jetzt verbot die Polizei endgültig ihre Benutzung. Die Gemeinde hatte schon vor 1933 Gelände für einen Neubau erworben. Trotz aller Bedenken beschlossen wir — ich war Repräsentantenvorsteher —, eine neue Synagoge unter Benutzung des alten Materials zu bauen. So wurde in der Neustadt, neben der Villa, in der ich wohnte, von der jüdischen Gemeinde ein neues Gotteshaus im Jahre 1934 errichtet und feierlich eingeweiht, wobei auch der christliche Bauunternehmer eine Ansprache hielt und unserem ersten Vorsteher dabei die Schlüssel übergab.

Bei dem Bau war noch ein Gelände mit langer Straßenfront übriggeblieben, das bis dahin Teil eines Gartens gewesen war und auf dem noch einige Kirschbäume standen. Mehr und mehr kam es vor, daß ich in meinem Büro die Stunden ohne Beschäftigung absitzen mußte. In meiner bisherigen Wohnung konnte ich kein Büro einrichten. Ich entschloß mich daher, zu bauen, da ich meine laufenden Unkosten dadurch herabsetzen konnte. Ich sagte mir, daß ich dabei nichts riskiere, da bei der fortschreitenden Geldentwertung ein Haus in dieser Lage immer seinen Wert behalten würde... Obwohl ich vom Büro schon die Hälfte vermietet hatte, betrug die laufenden Zinsen und Hauslasten nicht soviel, wie meine Mieten für Büro und Wohnung. Außerdem konnte ich das Personal noch weiter beschränken, wenn ich Büro und Wohnung zusammen hatte. Ich erwarb also von der jüdischen Gemeinde das betreffende Grundstück. Allerdings mußte der Vertrag vom Regierungspräsidenten genehmigt werden, da die Synagogengemeinde nach den bisherigen Gesetzen eine Körperschaft des öffentlichen Rechts war. Ich hatte im Frühjahr 1935 schon die Obstbäume, die dem Fundament Platz machen mußten, umsetzen lassen. Es wurde Zeit, mit den Bauarbeiten zu beginnen, da ich zum Herbst meine Mieträume freimachen mußte. Die Genehmigung des Kaufvertrages kam und kam nicht. Der Bauunternehmer — derselbe, der die Synagoge gebaut hatte — fuhr selbst zum Regierungspräsidium und bemerkte, daß er Leute entlassen müsse, wenn der Bau jetzt nicht beginnen könne. Er erhielt die Antwort: Es lägen Bedenken vor, weil das Grundstück vom Juden komme und zum Juden gehe. Schließlich wurde die Genehmigung dann doch erteilt. Im November 1935 konnte ich

einziehen. Kurz vorher hatten wir eine besondere Krise durchzumachen. Es hieß, man würde nun doch die jüdischen Anwälte restlos ausmerzen. Von der Anwaltskammer kamen schon Fragebogen über arische Abstammung und dergleichen. Meine Frau wollte in unser Haus, das über Erwarten schön geworden war, gar nicht erst noch einziehen. Aber schließlich brachten die Reichsbürgergesetze vom Herbst 1935 den Ausschluß der Anwälte noch nicht.

Inzwischen hatte seit Herbst 1934 der Boykott mit erneuter Schärfe eingesetzt und ließ dann auch nicht mehr nach. Damit die Arier sich nicht damit entschuldigen könnten, sie wüßten nicht, daß der Betreffende, den sie aufsuchten, Jude sei, wurde an belebtester Stelle der Stadt eine Tafel aufgestellt, auf der alle in der Stadt wohnenden Juden mit Namen und Beruf verzeichnet waren. Ich hatte eine Reihe von Mandanten, die Kolonialwaren und dergleichen Artikel führten. Da ein großer Teil solcher Waren damals schon kontingiert war, droht man, ihnen die Warenteilung zu kürzen. So verlor ich allmählich meine christlichen Mandanten bis auf wenige Ausnahmen, die wirtschaftlich unabhängig waren. Ein kleiner Ausgleich ergab sich dadurch, daß arische Anwälte keine Juden mehr vertreten durften und nunmehr alle Juden sich an mich wenden mußten. Indessen kamen deren Gewerbebetriebe allmählich auch zum Erliegen...

Mehr und mehr Wirtschaftsgebiete wurden von der Zwangswirtschaft mit einem ausgedehnten Ordnungsstrafensystem ergriffen, über die nicht die Gerichte, sondern Schiedsgerichte der unter gesetzlichem Zwang gebildeten Berufsvereinigungen zu entscheiden hatten, manchmal auch Verwaltungsbehörden. Wehe dem Juden, dem man etwas anhaben konnte. Einmal erlebte ich allerdings eine erfreuliche Ausnahme. Bei einer ihrer üblichen Buchprüfungen, die übrigens bei allen Betrieben, auch den arischen, periodisch vorgenommen wurden, hatte die zuständige Wirtschaftsstelle in dem Betriebe meiner Schwierermutter angeblich eine Reihe von Verstößen festgestellt, fast durchweg formaler Art, und eine sehr erhebliche Geldbuße verhängt. Ich legte das Rechtsmittel an das Schiedsgericht ein. Vorsitzender war ein Kammergerichtsrat, der wirklich objektiv

nach rein juristischen Gesichtspunkten seines Amtes waltete. Beisitzer waren Getreidegroßhändler, die meinen Schwiegervater noch gekannt hatten, der in weitem Umkreis als Mensch und Kaufmann sich großes Ansehen

erworben hatte. Der Richter verlangte vom Behördenvertreter strikte Beweise, die dieser größtenteils nicht einbringen konnte. So wurde der Ordnungsstrafbescheid im wesentlichen aufgehoben...

Schon die Schulmädchen beschimpften laut die Juden

Bei den Gerichten war, jedenfalls so weit ich beobachten konnte, selbst der Nachwuchs wenig nazistisch. Man erzählte sich, daß das nach dem zeitweiligen Justizminister Kerrl, einem früheren Subalternbeamten, genannte Lager in Jüterbog, das die Referendare zum Assessorexamen zwangsläufig durchmachen mußten, ihnen den letzten Rest von Begeisterung austreibe. Einmal schüttete mir plötzlich ein Referendar, mit dem ich zufällig im Anwaltszimmer allein war, sein Herz aus. Er war Katholik. Er sagte: „Sie wissen nur, was alles den Juden passiert, aber Sie müßten mal unser katholisches Kirchenblatt lesen, was man da mit uns alles macht. Und dazu ist man noch obendrein SA-Mann.“ Der Leiter der Fachschaft Justiz in der Beamtengruppe, ein Kanzleibeamter, machte aus seinem Herzen keine Mördergrube und schimpfte oft ganz ungeniert über die Zustände. Nur ein Beamter, der neu an unsere Gerichtskasse versetzt wurde, hing dort zwei große Karikaturen von Juden auf, wie sie ohne Geld nach Deutschland hereinkamen und mit einem großen Geldsack auf dem Rücken wieder herausgingen. Dieser Beamte war aber auf unserem Gericht ein Einzelfall. Rechtspflege und Nazitum waren eben doch offenbar unvereinbare Dinge. Auch bei den Kollegen ging unter dem Einfluß der Zwangsgesetze die Praxis mehr und mehr zurück... Derselbe Kollege, der mir damals das Auftreten vor Gericht hatte streitig machen wollen, schrieb jetzt viele Aufsätze für Fachzeitschriften und hielt wissenschaftliche Vorlesungen an einer Handelshochschule. Ich fragte ihn, ob er nicht zur Dozentenlaufbahn übergehen wolle. Er erwiderte: „Ich werde mich hüten. Wenn denen mal ein Wort oder Satz nicht gefällt, dann bin ich fertig. Ich versuche, in die Industrie zu kommen.“

Die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Juden und Ariern hatten völlig aufgehört. Justizrat K hatte uns im Sommer 1934 noch einmal eingeladen, womit er ganz besonderen Mut bewies. Die Cafés schrieben „Juden unerwünscht“. Nur die Lichtspieltheater waren

uns noch zugänglich. Ein Versuch, die Lebensmittelgeschäfte zu einem Boykott ihrer jüdischen Kunden zu veranlassen, scheiterte an dem Widerstand der Geschäftsinhaber in unserer Stadt. Dagegen schickte der Friseur, bei dem meine Frau seit Jahren Kundin war, ihr und seinen anderen jüdischen Kundinnen einen Brief, daß er sie nicht mehr bedienen könne. Wenn wir irgendeine Zusammenkunft oder Feier hatten — ich spreche jetzt von der jüdischen Gemeinde —, mußten wir sie in unserem Gotteshaus stattfinden lassen. Zuweilen schickte uns der jüdische Kulturbund Künstler zu musikalischen Vorträgen. Auch diese mußten im Gotteshaus stattfinden. Sie mußten angemeldet werden. Ein Beamter der Polizei war dann anwesend.

Wir selbst hatten nun an unserem neu erbauten Haus unseren Garten, den ich selbst bearbeitete. Wir hatten unsere Gartenterrasse, auf der wir sitzen und uns erholen konnten. Aber ungetrübt dauerte diese Freude auch nicht lange. Die am Straßenzaun gepflanzten Kletterrosen waren noch zu jung, um schon gegen Sicht von der Straße zu decken. Diese führte zur Mädchenvolksschule. Die Schulmädchen... schimpften laut: Juden und dergleichen. Da sie außer Sonntags zu allen Tageszeiten vorbei kamen, war man diesen Beschimpfungen ständig ausgesetzt. Bei der Einstellung des Rektors dieser Schule war dagegen keine Abhilfe zu erlangen. Eine Zeitlang wurde ich mehrmals am Tage schon in aller Frühe angerufen, wobei sich eine Mädchenstimme meldete und antisemitische Beschimpfungen von sich gab. Kaum hatte ich abgehängt, rief diese Unbekannte schon wieder an... Auf meine Bitte bekam die Post die Sprecherin heraus, die dann mit ihrer Mutter bei mir erschien, um sich zu entschuldigen. Sie hatte von ihrer Lehrstelle aus angerufen, wenn dort niemand zu Hause war. Die Mutter sagte mir, sie und ihr Mann seien keineswegs so eingestellt, aber die Mädchen wären von dem Rektor so aufgehetzt und die Eltern kämen dagegen nicht an...

Die Arier, mit denen man durch seinen Beruf noch in Berührung kam, vertraten immer die Meinung, daß das Regime schon aus wirtschaftlichen Gründen sich nicht halten könne. Im Winter 1935 hatte ich in meinem Büro Buchprüfung vom Finanzamt. Ich war erstaunt, wie rückhaltlos sich der Beamte zu mir aussprach. „Warten Sie mal ab“, sagte er, „was wir in einem Jahr für einen Fettmangel haben.“ Als die Blombergkrise noch schwebte, glaubte jeder, nun würde die Reichswehr endlich ernst machen. Die Arier selbst hofften ja immer auf die Reichswehr. Damals erschienen wieder Leute in meiner Praxis, die ich seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Es war, als ob die Menschen Morgenluft witterten. Aber immer hatten die Scharfmacher in der Regierung außenpolitisch recht behalten, so daß die gemäßigten Elemente in der Regierung sich gar nicht durchsetzen konnten. So ging es Schacht, Blomberg, Neurath, Fritsch und allen hinter ihnen stehenden Generälen.

Hitler schluckte Österreich und nach einigem Hin und Her das Sudetenland nebst allen

Grenzbefestigungen der Tschechoslowakei. Als der Vertrag von München durch das Radio gemeldet wurde, war ich drei Tage wie betäubt, als ob ich ahnen würde, was uns Juden nun bevorstand. Jetzt hatte die ganze Welt vor ihm gekuschelt. Jetzt hatte der Führer nach niemandem mehr zu fragen.

Merkwürdig, daß das aus einer Zeit vor dem Münchner Abkommen datierte Gesetz über die endgültige Ausmerzungen der jüdischen Anwälte erst nach dem Vertrag von München im Reichsgesetzblatt publiziert wurde. Im Jahre 1937 hatte ich mich zur Auswanderung nach Palästina vormerken lassen, wo ich siedeln wollte. Der erste Erfolg war eine Sperre meines Vermögens durch die Devisenstelle. Außerdem erschien ein Beamter der Zollfahndungsstelle per Auto von Berlin, um alles zu kontrollieren. Am 30. November 1938 mußte ich nun aus der Anwaltschaft ausscheiden. Zum 1. April wollte ich auf das Lehrgut Neudorf bei Berlin gehen, um umzuschulen. Es kam alles ganz anders ...

Die ‚Reichskristallnacht‘ — Flucht vor der SS

Am Abend war englischer Unterricht, der stets in der Synagoge stattfand ... Nach dem Unterricht, der etwa um 8.30 Uhr abends zu Ende war, saßen noch einige Bekannte von uns, die ebenfalls daran teilgenommen hatten, in unserer Wohnung. Infolge eines Trauerfalles stellten wir das Radio nicht an. Sonst wären wir vielleicht nicht ganz so ahnungslos gewesen. Unsere Schlafräume lagen im oberen Stockwerk. Die untere Etage hatte ringsum hölzerne Rolläden. Nachts weckte uns unser Mädchen mit dem Ruf: „Feuer, Feuer! Die Synagoge brennt.“ Unser Haus stand neben der Synagoge. Die Grundstücke waren durch eine hohe Steinmauer getrennt. Die Straße war als Villenstraße in offener Bauweise bebaut. Wir zogen unsere beiden Kinder und uns selbst rasch an und eilten auf den Hof. Ich glaubte zunächst, daß vielleicht vom Ofen her, der am Abend vorher wegen des Englisch-Unterrichts geheizt worden war, Feuer ausgebrochen sei. Ich hatte die Schlüssel zur Einfriedigung und zur Synagoge und hielt mich für verpflichtet, damit hinzugehen, da man sie vielleicht brauchen könne. Die Straße war noch leer. Nur einige SA-Leute standen vor der Umzäunung des Synagogenplatzes. Das Tor war auf. Der Tempel war ein Meer

hell lodender Flammen, fast ohne jeden Qualm. Der Wind trug die Flammen über unser Dach hinweg, so daß wir uns nicht trautes, ins Haus zu gehen. Inzwischen füllte sich die Straße mit Menschen. Ein Polizeibeamter forderte uns auf, auf unser Grundstück zu gehen. Unser Untergeschoß ist Hochparterre. Daher führt zur Haustür eine außen an der Seitenwand des Hauses befindliche Steintreppe, hinter der sich der Hofeingang zum Keller befindet. Vor diesem Eingang, also durch die erwähnte Steintreppe gegen Sicht von der Straße gedeckt, stand ich mit meiner Frau und meinen beiden Kindern, die damals zwölf und sechs Jahre alt waren. Neben uns standen unsere christlichen Portiersleute und unsere Hausangestellten. Besorgt beobachteten wir den Funkenflug. Mit seinem der Straße entgegengesetzten Ende grenzt der sehr tiefe Synagogenplatz an die Schuppen einer Dachpappenfabrik. Auf dem Dach dieser Schuppen standen einige SS- und Feuerwehrleute, löschten aber nicht.

Plötzlich kam mit langen Schritten ein SS-Mann zu uns auf den Hof, den Revolver in der Hand. Mit den Worten: „Da ist ja der Jude“ trat er auf mich zu und drängte mich

vor den Augen von Frau und Kindern in die hintere Ecke des Hofes. Ich hatte das Gefühl, daß er mich hier etwas mehr außer Sicht der auf der Straße stehenden Menschenmasse — unsere Grundstückseinzäunung deckte nicht gegen Sicht — abknallen wollte. Im Bruchteil einer Sekunde lief ich hinter unser Haus und sprang über den etwa anderthalb Meter hohen Drahtzaun, der hier den Hofraum von unserem Garten trennt. Die Nacht war durch Mondschein und das Flammenmeer des Tempels sehr hell. Aber an dieser Stelle war durch den Hausschatten, Bäume und Sträucher etwas mehr Dunkelheit. Ich rechnete damit, daß er mir einige Kugeln nachsenden würde, und blieb daher fest an den Erdboden gedrückt einige Sekunden liegen. Er schoß nicht. Ich überlegte einen Augenblick, geradeaus zu kriechen oder zu laufen und dann über unseren seitlichen Zaun in den sehr großen Nachbargarten zu klettern. Dazu hätte ich aber ein sehr hell daliegendes Stück unseres Gartens durchqueren müssen und ein deutlich sichtbares Ziel geboten. Daher entschloß ich mich — all das geschah innerhalb von Sekunden — nach links um unser Haus herum zu laufen, so daß der SS-Mann vom Hof aus gar nicht auf mich schießen konnte. Ich wollte so, um das Haus herum, auf die Straße flüchten und mich in die Menschenmenge hinein retten. Als ich vom Garten unmittelbar neben der Straßenspforte über den Zaun sprang, der dort den Garten von unserem Hof trennt, wurde ich von drei Personen, darunter einem SA-Mann, gepackt und auf die Straße geschleppt. Mit dem Ruf „Schmeißt den Juden ins Feuer“ schleifte man mich auf dem Bürgersteig vor die die Straße Kopf an Kopf füllende Menschenmenge, die in völligem Schweigen verharrte, und an dem einzigen vorhandenen Polizisten vorbei zum Eingang des Synagogenplatzes — eine Strecke von etwa 30 Metern. Dabei wurde mir wiederholt auf den Kopf und ins Gesicht getreten. Vor dem Eingang des lichterloh flammenden Tempels stellte man mich noch einmal auf die Beine.

Jetzt kam der SS-Mann hinzu, der vorher auf unser Grundstück eingedrungen war und der offenbar die Aktion leitete. Er fuhr mich an: „Du weißt ja wohl, weshalb das alles ist: Wegen Herrschel Grünspan“. Ich: „Was können wir dafür, wenn einer im Ausland wahnsinnig wird. Unsere Religion verabscheut jede Gewalttat und überhaupt den Mord.“ Er: „Auf einmal.“ Da kam mir ein Gedanke. Ich öffnete meinen Mantel und zeigte auf die Abzeichen

des Eisernen Kreuzes und des Ehrenkreuzes für Frontkämpfer, die ich an meinem Jakett trug. Ich sagte: „Übrigens bin ich Kriegsfreiwilliger und Frontkämpfer und habe das Eisene Kreuz.“ Er: „Na, das ist Ihr Glück. Versuchen Sie, ob Sie sich über die Mauer retten können. Dann werden Sie ja wohl noch einen Funken von Deutschtum in sich haben“ (so ähnlich drückte er sich aus). Damit wies er auf die etwa 3 Meter hohe glatte Ziegelmauer, die den Synagogenplatz von meinem eigenen Grundstück trennte — zur Straße ließ man mich nicht mehr durch. Ich warf den Wintermantel ab und versuchte das Unmögliche. Da die Mauer dem Fuß keinerlei Tritt bot, gelang es mir natürlich nicht.

Ich eilte über den von den Flammen taghell erleuchteten Synagogenplatz auf die entgegengesetzte Seite, die nur durch einen Bretterzaun von dem Villengrundstück getrennt war, in dem wir bis November 1935 gewohnt hatten. Alles spielte sich in Sicht der auf der Straße versammelten Menschenmenge ab, da auch der Synagogenplatz einen gegen Sicht offenen Straßenzaun hatte. An dem erwähnten Bretterzaun war aus Brettern die Sukko, eine für die religiösen Gebräuche des Laubhüttenfestes bestimmte Bude, errichtet. Hinter dieser überkletterte ich den Bretterzaun und befand mich nun auf dem Grundstück, auf dem wir sieben Jahre lang gewohnt hatten. Ich überlegte, ob ich weiter über das dann anschließende Schulgrundstück der Mädchen Volksschule in Richtung auf den Güterbahnhof fliehen und mich dann vielleicht über den sich dahin erstreckenden Bahnkörper unter Umgehung der Sperre in irgendeinen Zug flüchten sollte. Dann hätte ich aber den weiten Schulhof, der bei der hellen Nacht keine Deckung gegen Sicht bot, überqueren müssen. Außerdem waren mir die Einfriedigungsverhältnisse auf der anderen Seite des Schulgrundstücks nicht bekannt.

Da ich wußte, daß der auf der Rückseite der von uns früher bewohnten Villa befindliche Kellereingang stets offen zu sein pflegte, lief ich in halb gebückter Stellung darauf zu. Er war offen. Zum Glück war auch die innere Kellertüre, die zugleich den Eingang zur Portierswohnung bildete, unverschlossen. Dahinter befindet sich ein dunkler Gang, von dem die Türen zu den Wohnräumen des Portiers und zu den Kellern führen. Ich öffnete die Türe zur Küche, sie war leer. Da in der Küchentüre kein Schlüssel steckte, konnte ich sie nicht von innen abschließen. Ich stellte ei-

nige Möbel vor die Türe, um mir etwas Aufschub zu sichern, falls man mich weiter verfolge. Ich öffnete leise das Küchenfenster, das an der Rückwand des Hauses lag, so daß ich es nur aufzustoßen brauchte, um hinauszuspringen, falls man durch die Türe in die Küche dringen sollte. Ich selbst hockte auf dem Boden in kauender Stellung, um nicht etwa durch das Fenster gesehen zu werden, das ja zu ebener Erde lag. Ich bewegte meine Füße in den Schuhen, um gelenkig und sprungbereit zu bleiben, denn sollte man in die Küche eindringen, würden mir nur Sekunden zur Flucht durch das Fenster bleiben. Wie ein verfolgter Verbrecher kam ich mir vor. Und das einzige Verbrechen bestand doch nur darin, Jude zu sein.

Mein Mißtrauen in die Rettungserlaubnis der SS erwies sich nur zu schnell als berechtigt. Plötzlich sah ich durch das Fenster einen SS-Mann den Gang auf dem Hof des Grundstücks abpatrouillieren. Man hatte meine Flucht in den Keller wohl doch nicht beobachten können, denn er suchte offenbar auch nach Spuren in Richtung auf das anschließende Schulgrundstück. Da hörte ich Schritte schwerer Stiefel auf dem Kellergang vor der Türe. Nur diese unverschlossene Türe trennte mich von der suchenden SS. Hinter dem Haus stand auch ein SS-Mann. Der Versuch einer Flucht durch das Fenster hätte bei der hellen Nacht unter diesen Umständen wenig Chancen gehabt. Ich betete, daß sie nur die Küchentüre nicht öffnen mögen. Mein Gebet wurde erhört. Ich hörte die Stimme des Hauswirts auf dem Gange: Sie sehen, hier ist doch niemand. Ich atmete auf, als ich die Schritte verhallen hörte. Jetzt fühlte ich mich gerettet.

Bald darauf hörte ich die Portiersfrau kommen, die uns ja aus der langjährigen Mietzeit genau kannte und mit deren kleinen Jungen mein Töchterchen noch täglich zu spielen pflegte. Sie öffnete die Küchentüre. Ich flüsterte ihr gleich zu, um Gottes willen ruhig zu sein. Ich fürchtete, sie könnte vor Schreck einen Schrei ausstoßen. Sie sagte nur: „Um Gottes willen, Herr Doktor, wie sehen Sie bloß aus. Ich werde Ihnen mal erst das Blut abwaschen.“ Ich hatte in der Erregung bis da-

hin gar nicht bemerkt, daß mein Kopf und mein Gesicht von den Tritten mit den Stiefeln ganz voll Blut waren. Aber als sie versuchte, es abzuwaschen, begannen die Wunden erst wieder richtig zu bluten. Sie gab mir einen Schluck Wasser und führte mich dann in die Wohnstube, die sie von innen abschloß.

Jetzt hörte ich, daß man den Hauswirt, übrigens ein Arier, aber als Deutschnationaler bei der Partei nicht beliebt, verhaftet habe. Die Frau eines Oberstleutnants, unsere Mietsnachfolgerin in der Obergeschoßwohnung, mit denen wir noch auf Grußfuß standen, hatte alles mit angesehen und saß da und weinte. Ihr Mann sei halb bekleidet auf die Straße geeilt und hätte nur gesagt: „Was ist denn hier los?“ Da habe die SS gleich geantwortet: „Scheren Sie sich in Ihre Wohnung.“ Als vom Hause her ein ähnlicher Ausruf gefallen wäre, habe die SS gleich zweimal nach dem Fenster geschossen. Der Sohn vom Oberstleutnant sei nur durch rasches Ducken einer Kugel entgangen. Die Feuerwehr habe nicht löschen dürfen. Schließlich sei ein Reichswehroffizier in Uniform erschienen und habe ihr strikt befohlen, zu löschen. Da erst habe die Feuerwehr eingegriffen. Jetzt, nachdem ich mich selbst außer momentaner Gefahr wußte, hatte ich Sorge um meine Frau, als ich von den beiden Schüssen hörte, denn sie mußte ja denken, daß diese mir gegolten hatten und ich tot sei. Da ihr Herz nicht das beste war, hatte ich die schlimmsten Befürchtungen ob und wie sie die Aufregungen dieser Nacht überstanden habe. Vorläufig konnte ich mich aber nicht hervorwagen. Die Portiersfrau lugte zuweilen hinter der Fenstergardine hervor. Noch immer war die SS draußen. Die Nacht wollte und wollte kein Ende nehmen.

Endlich dämmerte es. Das schwarze SS-Auto war abgefahren. Wir schickten zunächst den 7jährigen Jungen der Portiersfrau nach meiner Wohnung, um meiner Frau mitzuteilen, daß ich lebe. Er kam zurück und sagte, daß die Straße jetzt leer sei. Jetzt lief ich rasch nach Hause. Meine Frau saß im Herrenzimmer bei heruntergelassenen Jalousien mit den Kindern. Eine Verwandte von ihr war noch gekommen.

In ‚Schutzhaft‘ — „Ihr kommt alle ins Konzertlager“

Jetzt erfuhr ich, daß im Laufe der Nacht alle Männer unserer Gemeinde von der Polizei in ‚Schutzhaft‘ genommen worden waren. Der Polizeihauptmann, nicht mehr der früher erwähnte, sondern ein aus der SA hervorgegangener Nazi, sei dagewesen, um auch mich zu holen und sei sehr aufgeregt gewesen, als man mich nicht finden konnte. Meine Frau hatte ihm gesagt, ich sei erschossen, sie habe die Schüsse gehört. Er hatte aber strikt verneint, daß ich erschossen sei. Ich fragte meine Frau, ob sie nicht inzwischen einen Koffer gepackt habe, um gleich nach Berlin fahren zu können. Sie erwiderte, der Hauptmann habe ausdrücklich davor gewarnt. Die Aktion sei im ganzen Reich. Wir sollten sofort anrufen, wenn ich da sei, damit er mich auch in Schutzhaft nehmen könne. Nur so könne er mich schützen. Begäben wir uns allein auf die Straße, könne er für nichts einstehen. Meine Frau habe versprochen, sofort bei der Polizei anzurufen, wenn ich da sei. Ich mußte einsehen, daß ich mit meinem ganz blutigen Gesicht nicht weit gekommen wäre. Wir riefen die Polizei an. Der Beamte am Apparat sagte: „Der Hauptmann ist noch nicht da. Wollen Sie verreisen?“ Das war ein Wink.

Nach einiger Zeit erschien der Hauptmann mit einem Polizeibeamten. „Haben Sie irgendwelche Waffen im Hause?“ Ich verneinte wahrheitsgemäß. Er fragte nicht weiter. „Sie sehen ja toll aus.“ Ich sagte, das sei nur äußerlich. „Wo haben Sie denn die Nacht über gesteckt?“ Ich erwiderte: „Ich bitte, darüber schweigen zu dürfen.“ Er fragte nicht weiter. Er sagte nur: „In diesem Zustande kann ich Sie nicht durch die Stadt fahren“, und gab dem Polizeibeamten Anweisung, mich zunächst zum Verbinden nach dem Krankenhaus fahren zu lassen. Der Krankenhüter im Krankenhaus, der mich verband, kannte mich. Vorher hatte ich auf dem Flur den Polizeibeamten gefragt, ob uns die Polizei wirklich vor der SS schützen würde. Er sagte, in der Hand der Polizei seien wir vor der SS sicher. Der Arzt im Verbandsraum fragte mich, ob ich innerlich irgendwelche Beschwerden habe. Ich hätte das nur zu bejahen brauchen, so wäre ich im Krankenhaus geblieben. Aber ich bildete mir ein, die SS würde mich eventuell noch aus dem Krankenhaus herausholen. So verneinte ich die Frage des Arztes und kam in Polizeihaft.

Da wir alle damals noch nicht wußten, was uns bevorstand und wirklich an die „Schutzhaft“ glaubten, fiel mir, so merkwürdig es klingt, ein Stein vom Herzen, als sich die Zellentüre hinter mir schloß und ich mit den männlichen Mitgliedern unserer Gemeinde — es waren ja zugleich alles persönliche Bekannte — zusammen war. Sie sagten, sie hätten nicht mehr gehofft, mich lebend wiederzusehen. Den Kaufmann J. hatte die SS gleich in der Wohnungstüre erschossen. Dabei war das ein Mann, der weder politisch noch sonst irgendwie hervorgetreten war und ganz besonders zurückgezogen lebte. Wir durften Besuch empfangen und uns auch Essen schicken lassen. Ich machte davon keinen Gebrauch, da die Kost durchaus zureichend und schmackhaft war. Durch die Besuche, die die anderen erhielten, erfuhren wir, daß der christliche Friedhofswärter inzwischen ganz allein die Leichen des Kaufmanns J. und des verstorbenen Schwagers meiner Frau beerdigt hatte. Nicht ein einziges Mitglied unserer Gemeinde hatte dabei sein können.

Am nächsten Morgen ließ uns der Hauptmann herunterkommen. Er fragte mich, ob ich Schmerzen habe, irgend etwas gebrochen sei und ich zum Verbinden wolle. Ich verneinte. Ich wollte gerade vor diesen Leuten keine Wehleidigkeit zeigen. Dann erklärte er in einer ironisch polternden Redeweise: „Ihr kommt alle ins Konzertlager. Von da könnt Ihr direkt auswandern. Hierher zurück gibt es nicht mehr. Dann geht Ihr alle zum Roosevelt. Der will Euch ja alle haben. Und nun geht es erst mal an die Arbeit. Daß sich mir keiner drückt.“ Wir wurden in den gegenüber dem Rathaus, wo sich das Polizeigefängnis befindet, gelegenen Laden eines mitverhafteten jüdischen Kaufmanns geführt. Wir sollten die ganze Ware aus dem Laden in die in der ersten Etage gelegene Wohnung schaffen, anscheinend um sie vor Diebstahl zu schützen. Ein Polizeibeamter blieb zur Aufsicht anwesend. Wir bildeten auf meinen Vorschlag eine Kette vom Laden über die Treppe bis zur oberen Etage und kamen so, die Ware von Hand zu Hand reichend oder werfend, mit der Arbeit rasch vorwärts.

Gegen Mittag erschien der Polizeihauptmann mit einem SS-Mann in irgendeinem Vorgesetztenrang, nach meiner Ansicht mit demselben, der in der Nacht auf meinem Hof gewesen war. Der Hauptmann meinte, das flutscht

ja ganz gut. Irgendeine Fähigkeit zu körperlicher Arbeit trauen diese Leute dem Juden absolut nicht zu und sind überrascht, wenn sie das Gegenteil bemerken. Wir empfanden, daß sich von diesem Tage an die Einstellung des Hauptmanns und auch einiger Polizisten, die im Gegensatz zu den älteren Beamten der Partei näher standen, besserte. Während der Mittagspause konnten wir — wenn auch mit geduldeter Heimlichkeit — oben in der Wohnung auf kurze Zeit unsere Frauen sprechen. In der Nacht hörten wir die Feuersirene. Ich geriet in wahnsinnige Angst, denn ich dachte, es könne sich nur um unsere Villa handeln und man würde meine Frau und meine Kinder nicht herauslassen. Aber wir hörten die Feuerwehr sehr rasch zurückkommen. Man hatte das Schaufenster von dem vorerwähnten Laden in Brand gesteckt.

Die Erwähnung des „Konzertlagers“ hatten wir nur für Angstmacherei gehalten. Wiederholt äußerte der Hauptmann hinterher: „Ich kann Euch noch nicht rauslassen. Die Stadt ist noch zu unruhig.“ Das stimmte. Wenn wir nur vom Polizeigefängnis zur Wache geführt wurden, stand ein feindseliger Pöbel da, wie man ihn vorher gar nicht gesehen hatte. Es schien, als ob das gewohnte Bürgertum von der Straße verschwunden sei. Wie wir jetzt durch Personen, die einigen Kameraden das

Essen brachten, erfuhren, war man in der Nacht vom oder zum Freitag in die Wohnung meines Vettters eingedrungen. Seine Schwiegermutter hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen, das man zu ihrem Glück nicht aufbekam. Im Schlafzimmer, Herrenzimmer und Eßzimmer zertrümmerte man aber Möbel und Kristalle, Porzellane etc. Die Hausangestellte wurde verprügelt. Bei einem anderen mit uns verhafteten Glaubensgenossen, einem Mann von über 60 Jahren, hatte man noch schlimmer gehaust und dabei seine Frau so zuge richtet, daß sie mit schweren Verletzungen, darunter Knochenbrüchen, ins Krankenhaus kam. Sie lag noch danieder, als wir ca. Mitte Dezember wieder aus dem KZ kamen. Dem Manne selbst sagten wir nichts davon. Er wunderte sich nur, daß er von seiner Frau nichts zu hören bekam. In seiner Wohnung wurde auch gestohlen. Allerdings soll die Polizei zum Teil den Dieben auf der Treppe wieder Sachen abgenommen haben. Die verhafteten Kaufleute mußten alle dem Hauptmann die Geschäftsbücher herausgeben. Man wollte die Arier feststellen, die noch bei Juden gekauft hatten. Wenn ich hinsichtlich meines Hauses fragte, wurde mir von den Beamten gesagt, bei mir sei nichts passiert. Mein Bürofräulein, die noch mit Büropost erschien, sagte, bei uns seien nur die Scheiben der oberen Etage zertrümmert.

Im Konzentrationslager Oranienburg — „Jetzt lösen wir die Judenfrage, wie wir wollen“

Am Sonntag war es nun heraus, daß wir ins Konzentrationslager kamen. Vorher notierte der Hauptmann noch, welche Schadensversicherungen jeder hatte... Im Laufe des Sonntags kamen noch Juden aus den kleineren Orten des Kreises, die mit unserem Transport zusammen fortgebracht werden sollten. Die Polizei veranlaßte noch, daß wir trotz der Sonntagsruhe unsere Ausrüstung an Kleidung und Wäsche vervollständigen konnten, indem sie Geschäftsleute telefonisch zur Wache bestellte. Aber unser Transport ging erst am Montag ab. Im Laufe des Tages kamen immer noch mehr Juden aus der Umgebung dazu. Der Hauptmann ließ uns noch auf Lagerfähigkeit untersuchen. Ich wurde frisch verbunden. Die obere Hälfte meines Gesichts war immer noch verpflastert. Einer blieb wegen Zuckerkrankheit zurück. In den Abendstunden wur-

de zum Abmarsch angetreten. Die begleitenden Polizeibeamten luden in unserer Gegenwart scharf. Einer der älteren Beamten hatte Tränen in den Augen, als er sich von uns verabschiedete. Drei von uns, darunter auch ich — alle drei Frontkämpfer — fuhren auf ausdrückliche Weisung des Hauptmanns in dessen Personenwagen mit ihm zusammen, die anderen in großen Omnibussen. Als wir auf die Straße traten, um die Wagen zu besteigen, stand dort ein Menschenhaufen, der antisemitische Schimpfworte und Drohungen ausstieß — offenbar bestellte Arbeit, denn man hörte dasselbe nachher auch aus anderen Orten erzählen.

Im Wagen begann der Hauptmann, sich zu unterhalten: „Jetzt hat auch England nachgegeben (München). Jetzt lösen wir die Judenfrage, wie wir wollen. Das kommt in der gan-

zen Welt. Der Codreanu kommt in Rumänien auch noch heran. Die Araber lassen sich das in Palästina auch nicht gefallen. Die Engländer werden mit ihnen nie fertig werden. Ich kenne das Land vom Kriege her." In unserer Lage konnten wir nicht gut widersprechen. „Irgendwie wird das Judenproblem gelöst werden müssen. Vielleicht ist in China noch Raum.“ Als wir den Osten Berlins durchfuhren, staunte er, daß man hier keine Zeichen von Zerstörung sah. An einer Stelle hatte man wohl den Weg nach Oranienburg verfehlt. Ich mußte aussteigen, um nach den Tafeln zu sehen. Die Versuchung war groß, auf irgendeine vorbeifahrende Straßenbahn zu springen und in Berlin unterzutauchen... Aber schon die Rücksicht auf die Kameraden verbot das. Es ging weiter... Bald sahen wir Scheinwerfer kreisen und hielten vor einem Schlagbaum. Er ging hoch. Noch ein kurzes Stück Chaussee, dann... durch ein hohes Tor, das die Aufschrift trug „Schulungslager“. Die Wagen hielten vor einem zweiten Tor. Wir stiegen aus. Unser Hauptmann hatte uns zugesagt, für uns ein gutes Wort einzulegen, da wir uns in Polizeihaft gut geführt hatten. Kaum waren wir im Begriff, das zweite Tor zu durchschreiten, da wurden den Vordersten von SS-Leuten die Hüte heruntergeschlagen. „Werdet Ihr wohl laufen, Ihr Schweine!“ Nun hieß es, mit dem Koffer in der Hand Laufschrift machen, was den Älteren nicht leichtfiel. Manche kamen auch in dem Schmutz zu Fall. Vor einer langen, noch erleuchteten Baracke, mußten wir antreten. Andere Transporte hat man 24 Stunden so stehen lassen, wobei schon einige zusammenbrachen. Offenbar war es die Fürsprache unseres Hauptmanns, daß man uns gleich abfertigte.

SS-Leute, die hier graugrüne Uniform trugen, pflanzten vor uns Tafeln auf, die gehässige Inschriften trugen. Auf einer stand ironisch: „Wir Juden sind das auserwählte Volk.“ Auf anderen stand, was die Juden angeblich alles verbochen haben. Wir mußten diese Inschriften teils einzeln, teils im Chor vorlesen. Plötzlich fragte uns ein SS-Mann: „Wo ist denn Euer Rabbiner, das Schwein?“ Zu seinem Glück war dieser schon früher nach Polen ausgewiesen worden. Neben den SS-Leuten standen noch andere Gestalten vor der Reihe, deren Bedeutung wir noch nicht kannten. Diese rieten uns, nur unsere Frontkämpferabzeichen wegzustecken. Dann ging es etappenweise in die Baracke, die Schreibstube, hinein. Die Arbeit wurde von Häftlingen erledigt. Aber SS-Leute gingen hin und her und trie-

ben zur Eile. Wir mußten unsere Taschen vollkommen leeren, die Wertsachen wie Uhr und Füllfederhalter gesondert von den anderen Sachen abgeben, ebenso das Geld abliefern. Alles das und unsere Personalien wurden genau aufgenommen. Dann untersuchte uns ein Arzt — offenbar ein jüdischer Häftling — kurz; nach der Art seiner Untersuchung anscheinend nur auf Läuse. Sodann ging es in den Baderaum. Die Kleidung wurde abgegeben, wofür man eine Nummer erhielt. Als dann wurde geduscht, vorher noch kahl geschoren.

Bevor man nun in einer anderen Ecke dieses großen Raumes die Häftlingskleidung empfing, mußte man an einem SS-Offizier vorbei. So etwas von einer Mephisto-Visage hatte ich in Wirklichkeit noch nicht gesehen. Er saß da in schwarzer SS-Uniform mit der Mütze auf dem Kopf, wippte mit seiner Reitgerte auf den Stiefeln. Ein bleiches, von Ausschweifungen zeugendes Gesicht, pechschwarzes Haar, ein kleines Schnurrbärtchen, hervorstehende Backenknochen, dazu ein Monokel eingeklemmt. Neben ihm stand ein anderer SS-Mann, blond und gedrunen, wie Breitensträter. Der Schwarze winkte mich heran. Ich stand stramm, so gut man das ohne jede Kleidung kann. „Wo hast Du denn das her?“ Er deutete auf meine Verbände. „Ich bin hingefallen.“ „So, wann bist Du denn hingefallen?“ „In der Nacht vom 9. zum 10. November.“ Er schmunzelte verständnisvoll zu seinem Kameraden. Dann fragte er weiter: „Du bist wohl die Treppe heruntergefallen.“ Ich bejahte. „Es ist wohl sehr dunkel gewesen.“ „Jawohl.“ „Da hast Du wohl nicht gut aufgepaßt.“ „Nein.“ „Gut.“ Er winkte abtreten. In einer anderen Ecke empfingen wir nun unsere Sachen, bestehend aus dünner Unterwäsche, Strümpfen, Rock und Hose. Manche erhielten gestreiftes Flanellzeug, andere, darunter auch ich, eine ehemalige feldgraue Uniform. So trug man sie, die einst im Weltkriege ein Ehrenkleid war, jetzt als Häftlingsanzug. Von unseren warmen Sachen, die wir uns noch besorgt hatten, sahen wir nichts. Mütze und Mantel empfingen wir nicht.

Draußen wurde angetreten und zu der uns zuteilten Baracke abmarschiert. SS war jetzt nicht mehr dabei. Die Belegschaft einer Baracke — 150 bis 300 Mann — wird Block genannt und untersteht dem Blockältesten, einem langjährigen Häftling. Ihm sind zur Unterstützung der Stubendienste ebenfalls ältere Häftlinge zugeteilt: ein Schreiber, einer für

die Sauberkeit in der Baracke, einer für die Schlafgelegenheiten, einer für die Verpflegung. Etwa fünf bis sechs Blocks unterstehen einem SS-Führer, dem „Blockführer“. Bettstellen waren in unserer Baracke noch nicht vorhanden. Es wurde Stroh auf den Boden des Schlafraums ausgebreitet. Wir erhielten jeder zwei Woldecken.

Die Zeit des Morgenappells war so gelegt, daß bei Ende des etwa halbstündigen Appells die Morgendämmerung einsetzte, da man die Arbeitskommandos nicht im Dunkeln ausrücken lassen konnte. Damals war etwa um 6 Uhr Morgen-Appell. In der Baracke gab es einen Waschraum mit fließendem Wasser, ferner Becken zum Füßewaschen und ein Becken zum Geschirr spülen. Zum Morgenfrühstück gab es eine gesüßte Sagosuppe und Kaffee, am Sonntag Marmelade. Wir ... standen ... in dem Novemberregen mit kahl geschorenem Kopf ohne Kopfbedeckung und Mantel beim Appell auf dem großen Platz, der die gesamte Belegschaft, normal 6 000 Mann, jetzt etwa das Doppelte, faßte. Es war noch dunkel. Nur die erleuchtete Uhr über dem inneren Torbau schwebte körperlos im Dunkeln. Hier kam es darauf an, militärische Haltung zu bewahren. Bogenlampen an hohen Masten verbreiteten etwas Licht. Zuweilen hoben die herumwandernden Scheinwerfer eine Gruppe heraus. SS-Leute gingen zwischen den angetretenen Blocks herum. Wenn einer auffiel, etwa indem er die Hände auf den Bauch legte oder sprach, setzte es von der SS einen Fußtritt oder Backpfeifen. Später konnte es auch passieren, daß der ganze Block bestraft wurde, indem er, wenn alles nach dem Abendappell in die Baracken abrückte, am Tor stehen mußte und dann ohne Abendessen zur Nachtruhe abrückte.

Nach dem Morgenappell rückten wir zu unserer Baracke ab. Es wurden Leute herausgesucht, die als Soldaten Vorgesetzte gewesen waren. So machten wir Juden denn Fußdienst unter jüdischem Kommando. Bei dem Herummarschieren zwischen den Baracken traf man allorts Bekannte und Verwandte, da man die Juden von überall zusammengeholt und nicht allzuviele ausgelassen hatte, sogar aus Sudetendeutschland waren sie dabei, trotz der Abmachungen des Münchener Vertrages. So traf ich eines Tages auch meinen Bruder. Mittags war wieder Appell, anschließend wurde in den Baracken die Mittagsmahlzeit eingenommen. Die warme Mittagkost war

schmackhaft zubereitet. Von dem Fleisch sagte man, es sei Walfischfleisch. Es schmeckte jedenfalls nicht schlecht. In der ersten Zeit schafften wir unsere Portionen nicht. Nach dem Essen wieder exerzieren. Das ging bis zum Abendappell, etwa um 6 Uhr. Die Zeit wechselte mit der Tageslänge. Er begann mit eintretender Dämmerung, wenn die Arbeitskommandos zurückkamen. Beim Abendappell wurden die Namen der zur Entlassung Kommenden verlesen, das heißt, es wurde aufgerufen, wer sich am nächsten Morgen in der Schreibstufe zu melden hatte. Dann rückte alles in die Baracken ab. Zum Abendbrot gab es Kaffee und abwechselnd Margarine oder Leberwurst, Käse, zuweilen auch Hering. Die Nahrungsmittel waren von guter Beschaffenheit. Das Brot entsprach dem Kommißbrot, wie wir es vom Militär her kannten. Die Brotationen wurden später gekürzt, weil wir zuviel übrigließen. Um acht Uhr wurde das Licht gelöscht. Die Blockführer kontrollierten, daß um diese Zeit alles zur Nachtruhe gegangen war.

Die Schneider wurden herausgesucht. Man war dabei, jedem seine Häftlingsnummer und den gelben Davidstern, das Abzeichen der Judenblocks, aufzunähen. Solange die Nummern nicht aufgenäht waren, konnten wir nicht zur Arbeit außerhalb des Lagers eingeteilt werden. Es ist bemerkenswert, mit wie wenigen SS-Leuten diese große Masse von Häftlingen in Schach gehalten wird. Der große Appellplatz liegt so, daß ihn auf der einen Seite der innere Torbau abgrenzt, auf dem sich ein Maschinengewehr befindet. An der Umfassungsmauer läuft mit Starkstrom geladener Draht entlang. Davor befindet sich noch ein Rasenstreifen. Vor diesem stehen Tafeln mit einem Totenkopf. Das bedeutet: Jenseits der Grenze dieser Tafeln ist die SS berechtigt, zu schießen. An verschiedenen Punkten der Umfassungsmauer befinden sich Maschinengewehrtürme, so daß jede Lagergasse von einem Maschinengewehr beherrscht wird. Mit Ausnahme des Küchenbaues und des Torgebäudes, in dem sich die Büros des Lagerkommandanten befinden, sind alle Bauten aus Brettern hergestellt und würden gegen die Kugeln der Maschinengewehre keine Deckung bieten.

Unsere Baracke war an dem betreffenden Ende des Lagers die letzte. Wir wurden gleich am ersten Abend von unserem Blockältesten instruiert, daß wir nicht über das Barackenende hinausgehen dürften, da sonst geschossen

werden könnte. Schon in den ersten Tagen kam es vor, daß jemand gegen den Draht lief, um Schluß zu machen. Unser Blockältester teilte uns das als Abschreckung vor Nachahmung mit. „Denkt an Eure Familien, die auf Euch warten. Wir sind schon fünf Jahre hier, haben auch Frau und Kinder zu Hause und halten auch die Ohren steif.“ Es war überhaupt erstaunlich, welche moralischen und seelischen Kräfte diese einfachen Männer aus dem Volke hatten, mit denen sie uns oft in schwachen Stunden aufzurichten verstanden, wie sie bei gleichzeitig kameradschaftlichem Verhalten die nötige Disziplin, für die sie ja der SS verantwortlich waren, aufrechtzuerhalten wußten. Auch nahmen sie sich der älteren und weniger gewandten Kameraden an, damit sie nicht vor den SS-Leuten auffielen, indem sie diese zum Stubendienst verwendeten oder mit irgendwelchen leichten Sonderarbeiten beauftragten.

Zu unserem Glück gehörte der Blockführer, dem unser Block unterstand, zu den anständigen Vorgesetzten. Er schien aus besseren Verhältnissen zu stammen. Trat er in die Baracke und wir waren beim essen, so ließ er sofort „wetermachen“. Beim Exerzieren meinte er einmal: „Wenn Ihr so weiter macht, macht Ihr es bald so gut wie die beste Ehrenkompanie.“ Aber dieser Blockführer war offenbar eine Ausnahme. Bei jedem Appell sahen wir, wie die SS-Leute um die angetretenen Blocks herumgingen, plötzlich jemand mit dem Stiefel ins Gesäß oder in den Leib traten oder Ohrfeigen austeilten, wenn er nicht geradeaus sah oder die Hände nicht an der Hosennaht hielt. Als wir einmal mit Abladen von Proviant für die Küche beschäftigt waren, sah ich, wie ein höchstens 17jähriger SS-Mann einen Häftling derartig in den Leib trat, daß er vom Platz getragen werden mußte.

Aussagenerpressung — „Dein Jesus hilft Dir doch nicht“

Als die Häftlingsnummer und der rotgelbe Davidsstern aufgenäht waren, wurden auch wir zur Außenarbeit eingeteilt. Ich gehörte zuerst zu einer Kolonne, die an einer Stadtrandsiedlung bei Oranienburg arbeitete. Unsere Vorarbeiter waren Häftlinge. Auch Juden waren darunter. Im äußeren Umkreis stand eine Postenkette von SS-Leuten. Kam man irgendwo über diese Postenkette hinaus, so hatte der Posten das Recht, zu schießen. Die Posten achteten gleichzeitig darauf, daß genügend gearbeitet wurde. Hier wurden Ziegelsteine von einem Ende zum andern befördert, indem wir eine Kette bildeten und uns die Steine zuwarfen... Oder wir mußten Steine tragen. Später habe ich dort am Bau einer Straße gearbeitet, mit dem Hammer Ziegelabfälle zu Schotter zerschlagen und aus großen Steinen, die aus den Hausabbrüchen von Berlin angefahren wurden, Straßenfundament gelegt — das reinste Mosaikspiel. In der ersten Zeit wurde zum Mittagessen in das Lager marschiert. Später gab es nur eine halbe Stunde Mittagsappell. Während dieser Zeit konnte man sein mitgebrachtes Essen, meistens trockenes Brot, solange wir noch kein Geld für die Kantine hatten, verzehren; man durfte auch rauchen. Das warme Essen gab es dann abends nach dem Schlußappell. Von dieser Arbeitsstelle aus konnte man die Häuser von Oranienburg se-

hen. Besonders die großen Scheiben eines Cafés blinkten verlockend herüber. So nah und doch unerreichbar weit: das bürgerliche Leben und die Freiheit. Schlimm war es, wenn es regnete und wir ohne Mütze und Mantel den ganzen Tag im Freien ausharren mußten. Es war ein Segen Gottes, daß dieser Winter so milde war, sonst wären wohl noch viel mehr von uns an Krankheiten zugrunde gegangen.

Einen Sonntag kannte man im Lager nicht. Nur einmal — ich glaube, es war der Totensonntag — gab es keinen Dienst. Wir sollten unser Zeug in Ordnung bringen und durften nach Hause schreiben. Die alten Häftlinge sagten, ein freier Sonntag habe es in den ganzen 5 Jahren noch nicht gegeben. Der Lagerkommandant kam dann bald fort. Man sagte, weil er zu milde gewesen sei. Den Unterschied merkten wir bald. Sonntags ging die Arbeit genau so über den ganzen Tag wie in der Woche. Auch wer nicht zur Arbeit eingeteilt war und im Lager blieb, durfte während des Tages nicht die Baracke betreten und mußte während des Mittagsappells das verzehren, was er sich in die Tasche gesteckt hatte. Die Baracken, die man schon begonnen hatte zu heizen, durften nicht mehr geheizt werden. Zum Stubendienst durften nur ganz wenige Leute eingeteilt werden, so daß auch die älteren Leute mindestens am Exerzieren

teilnehmen und den ganzen Tag im Freien bleiben mußten. Kranke durften nur in der Baracke bleiben, wenn sie krank geschrieben waren. Sonst wurden sie streng bestraft. Wer sich krank meldete, mußte vom Schluß des Frühappells, etwa halb acht Uhr, bis mittags halb zwei am Torgebäude stehen, um dann erst zum Revier geführt zu werden. Wirklich Kranke waren gar nicht imstande, so lange in dem naßkalten Wetter herumzustehen, denn das war schlimmer als exerzieren. Nur wer auf dem Platz umfiel, was jeden Tag vorkam, wurde fortgetragen. Jeden Mittag sahen wir, daß Särge herausgeschafft wurden. Die ganze persönliche Gemeinheit des neuen Lagerkommandanten bewies er eines Tages, als ihm das Exerzieren auf dem großen Platz nicht gefiel. Er verbot zu exerzieren. Wir mußten in dem naßkalten Wetter die ganzen Stunden bis zum Appell stehen. In manchen Judenblocks waren Menschen bis zu 80 Jahren, die von ihren Kameraden vom und zum Appell geführt werden mußten. Manchmal hieß es: Alle, die mehr als eine Million haben, vortreten, dann, die mehr als 500 000, mehr als 10 000 Mark haben. einmal sollten auch alle Ärzte vortreten. Wir nahmen an, daß sie für den Stürmer fotografiert wurden. Jede Woche, meistens am Freitag, war nach dem Abendappell Baden. Es waren Duschbäder, die sehr angenehm waren. Auch gab es jede Woche frische Wäsche.

Ich war sehr erfreut, als eines Abends schon in der ersten Zeit auch mein Name beim Appell aufgerufen wurde. Aber als ich dann hoffnungsfreudig am nächsten Morgen vor der Schreibstube stand, gehörte ich nicht zu denen, die zur Entlassung kamen. Ich mußte mich beim Lagerkommandanten melden. Ich sollte aussagen, wo ich mich in der Nacht vom 9. November versteckt gehalten hatte. Ich sagte wahrheitsgemäß, daß ich in der Küche der Kellerwohnung gewesen sei. „Du lügst! Du warst beim Oberstleutnant und beim Hauswirt.“ Ich erklärte, ich könne nicht die Unwahrheit sagen. „Du lügst, der Keller ist abgesucht worden.“ Ich sagte, die Küchentüre sei aber nicht geöffnet worden. „Du warst beim Oberstleutnant.“ Ich verneinte, daß ich nichts Unwahres sagen könne. „Du willst wohl 50 auf den Arsch haben oder an den Pfahl gebunden werden!“ Ich blieb dabei, daß ich nicht die Unwahrheit sagen kann. „An den Pfahl mit ihm!“

Der Lageradjutant führte mich ab. Auf dem Treppenabsatz überholte mich der Lagerkom-

mandant und sagte: „Nicht wahr, Du warst beim Oberstleutnant.“ Er wollte mir anscheinend um den Preis einer falschen Aussage noch den Pfahl ersparen. Ich verneinte. Der Adjutant führt mich zu dem Eingang einer inneren Mauer, die hinter unserer Baracke entlang lief und von der ich immer gedacht hatte, das sei schon eine Außenmauer. Die Türe öffnete ein SS-Mann und verschloß sie hinter uns wieder. In dem niedrigen ebenerdigen Gebäude befanden sich die Arrestzellen. Dahinter war ein kleiner Hof. Dort standen drei Pfähle, zwei waren bereits besetzt. Das Anbinden war eine der Lagerstrafen. Ich mußte auf eine Fußbank steigen. Dann wurden meine Handgelenke über dem Kopf am Pfahl festgebunden und die Fußbank fortgezogen. Die Fußspitzen berührten noch gerade den Erdboden, aber nicht so, daß sie irgendwie das Körpergewicht tragen helfen konnten. Bald verspürte ich starke Schmerzen in den Schultergelenken. Ich betete um Kraft zum Aushalten, damit ich nicht andere durch eine falsche Aussage schädige. Darauf der SS-Mann, der dort die Aufsicht führt, in sächselndem Dialekt: „Dein Jesus hift Dir doch nicht.“

Nach einiger Zeit dachte ich mir, man würde mich doch so lange hängen lassen, bis ich klein beigegeben muß, und die Aussage aus dem KZ würde doch keinen großen Beweiswert haben. Mir fiel auch ein, daß die Hausangestellten des Wirts und des Oberstleutnants ohnehin das Gegenteil der von mir verlangten falschen Aussage bekunden mußten. Ich sagte, ich würde nun alles erzählen. Man ließ mich noch ein Weilchen hängen, dann kam ein anderer SS-Mann, band mich los und legte mir von hinten einen Strick um den Hals: „Jetzt wirst Du aufgehängt.“ Dann nahm er den Strick wieder herunter und führte mich in das Arrestgebäude. Unterwegs sagte er: „Jetzt wirst Du erschossen. Du glaubst es wohl nicht.“

Im Vernehmungszimmer saß der Lageradjutant. „Wir bekommen alles heraus. Wir haben Fälle aufgeklärt, mit denen sich die Polizei jahrelang beschäftigt hat. Daß X — er nannte den Namen des Hauswirts — tot ist, wissen Sie.“ Wie gewünscht, sagte ich nun, daß ich in jener Nacht bei dem Hauswirt und dem Oberstleutnant gewesen sei. „Nun aber die Einzelheiten, sagen Sie alles ganz genau.“ Es war ein Katz- und Mausspiel. Ich wartete auf Suggestivfragen von ihm. Er aber suchte selbst jetzt den Schein zu wahren, als ob die

Angaben frei von mir kämen und vermied möglichst Suggestivfragen. Er legte Wert darauf, daß mich die Betreffenden selbst in die Wohnung aufgenommen hätten. „Und nun die Bewirtung!“ Zum Schluß meinte er: „Sie hätten sich das Anbinden ersparen können. Meinen Sie, mir macht das Spaß?“ Er fragte nach Familienverhältnissen. „Ihre Frau wird sicher für die Auswanderung Sorge tragen. Dann werden Sie entlassen und können mit Ihrer Familie auswandern. Ich werde Ihnen Papier geben lassen. Schreiben Sie alles genau auf. Als Anwalt wissen Sie ja, worauf es ankommt. Wenn es zu einer Verhandlung kommt, müssen Sie als Zeuge vorgeführt werden.“ Ich wurde einem SS-Mann übergeben. Er wies mir eine Zelle an, dann führte er mich in eine andere, wo Tisch und Stuhl standen. Als ich nicht gleich begriff, daß ich einen Tisch und Stuhl herausnehmen sollte, erhielt ich einen Stoß ins Kreuz.

Nun saß ich mit Tisch und Stuhl, versehen mit Papier und Bleistift, eingeschlossen in Einzelhaft. Ich empfand es als Ironie, daß die Gefangenzellen mit Zentralheizung gut geheizt waren, während wir in den Baracken frieren mußten. Warum hatte der Adjutant nicht gleich ein richtiges Protokoll von mir aufgenommen? Warum schloß man mich hier erst noch ein? Wollte man nur eine schriftliche Erklärung von mir haben, um mich dann abzutun, damit ich nicht widerrufen kann? Diese Gedanken verfolgten mich. Ich schrieb die Vorgänge der Nacht nieder mit den gewünschten Unwahrheiten, unterschrieb aber nicht. Nach einer Weile erschien nicht der Adjutant, sondern zwei jüngere SS-Offiziere. „Sind Sie fertig?“ „Ja.“ Sie sahen sich das Schriftstück an. „Unterschreiben Sie!“ „Unterschreiben möchte ich erst, wenn ich aus dem Arrest heraus bin.“ „Los! Los! Unterschreiben Sie, der Herr Adjutant wartet.“ „Ich fürchte, wenn ich erst unterschrieben habe, komme ich hier nicht mehr lebend heraus. Darum will ich erst draußen unterschreiben.“ Man sollte auf mich eindringen. Ich ergab mich in mein Schicksal. Ich unterschrieb.

Ich war ja doch in ihrer Hand. Sie entfernten sich mit dem Schriftstück.

Ich war wieder allein in meiner Zelle. Ich beobachtete das Guckloch in der Türe. Würde man einfach durchschießen? Daß der Adjutant nicht selbst gekommen war, um ein richtiges Protokoll aufzunehmen, schien meine Befürchtungen zu bestätigen. Schließlich öffnete sich die Zellentüre, und ich wurde weiter in das Vernehmungszimmer geführt. Darin saß der Adjutant und ein SS-Mann an der Schreibmaschine. Er hatte mein Schriftstück in der Hand und diktierte entsprechend das Protokoll, in dem er die ganzen Vorgänge auf meinem Grundstück und das Hinschleifen zur Synagoge fortließ. Vor dem Unterschreiben fragte er plötzlich, ob ich schon polizeilich vernommen sei. Er wußte also ganz genau, daß meine ersten Angaben wahr gewesen waren, nicht die jetzt protokollierten. Ich verneinte. Dann ließ er unterschreiben und gab Befehl, mich zu entlassen. Er entfernte sich.

Derselbe SS-Mann, der mir vorher den Strick um den Hals gelegt hatte, gab mir nun meine Schuhe zurück, die ich dort mit Holzpantoffeln hatte vertauschen müssen. Dann ließ er mich aus dem Arresthaus heraus, machte aber keine Miene, das Tor in der Mauer aufzuschließen. „Jetzt wirst Du doch erschossen.“ Ich dachte an Tosca. Bestand ein anderer Befehl? War die in meiner Gegenwart gegebene Anweisung, mich zu entlassen, nicht ernst gemeint? Ich lief zur Mauerpforte und rüttelte daran. „Herkommen!“ Ich kam wieder zurück. „Stell Dich an die Mauer.“ Er faßte an seine Pistole. Dann öffnete er endlich die Pforte in der Mauer: „Auf Schreibstube melden, daß Sie entlassen sind.“ Ich atmete auf. Es war inzwischen Nachmittag geworden. Ich lief über den großen Platz zur Schreibstube, um mich zu melden. Kaum war ich drin, erhielt ich von einem SS-Mann eine Ohrfeige und war gleich wieder herausgeworfen, bevor ich überhaupt etwas sagen konnte. Ich kehrte nun in meine Baracke zurück.

Im Laufschrift durch den Sand zur Arbeitsstelle und andere Schikanen

Die Kameraden waren schon in großer Sorge gewesen, da ich seit dem frühen Morgen fort war. Daß ich verstört aussah, war zu verstehen. Ich hütete mich natürlich, irgendeine Andeutung zu machen. Denn die Folgen

konnte ich mir ausmalen. Der Blockälteste war im Bilde, wahrscheinlich von der Schreibstube her. Er band mir auf die Seele, nur ja den Mund zu halten. Es war rührend, wie die alten Häftlinge in unserem Block sich

jetzt um mich kümmerten. Sie sahen nur meine Handgelenke an, wo ja die Striemen noch zu sehen waren, und sagten weiter nichts. Sie wußten Bescheid. Am nächsten Tag teilten sie mich zum Stubendienst ein, damit ich nicht aus der Baracke heraus brauchte. Solche Methoden schienen also häufiger vorzukommen. Ich lebte jetzt in ständiger Sorge, ich könnte noch vor meiner Entlassung, die ja nach der Bemerkung des Adjutanten von der Auswanderung abhing, zu einer gerichtlichen Vernehmung überführt werden. Ich hätte diese Aussage doch nie beschwören können. Ich schrieb (meiner Frau), daß eine möglichst schnelle Auswanderung in meinem Falle besonders dringend sei.

Da die Entlassungen vorwärts gingen, zuweilen 150 bis 200 Mann pro Tag, mußten jetzt auch die älteren Jahrgänge zur Außenarbeit in das Industrierwerk. An sich zog ich die Arbeit dem Exerzieren vor, da man wenigstens warm wurde. Angst hatte ich aber vor dem Schleppen von zentnerschweren Zementsäcken. Dem fühlte ich mich nicht gewachsen. Die Kameraden rieten mir, mich gleich beim Aufruf zur Kolonne Nr. soundso zu stellen, die mit Sandschuppen beschäftigt war. Wir marschierten in der Morgendämmerung nach dem Appell in langer Kolonne ab, auf beiden Seiten von SS-Posten mit Gewehr begleitet. Der Marsch geht durch wunderbaren Wald. Aber hier ist kein Raum für Naturgenuß. Die Rufe der SS-Posten: „Tritt! Aufrücken! Vordermann! Richtung“, brechen nicht ab. Will man nicht Ohrfeigen oder Fußtritte ernten, heißt es aufpassen. Denn marschieren können nur die Vordersten. Wir ändern müssen immer wieder Laufschrift machen, da die Kolonne sich stets auseinanderzieht. So geht es eine halbe Stunde lang, bis das Industrierwerk erreicht ist. Als endlich die ganze lange Kolonne steht, werden wir abgezählt. Dann treten die verschiedenen Arbeitsgruppen an. Einige SS-Posten, besonders als wir österreichische SS da hatten, benutzen das zu Schikannen. Alsdann werden Spaten geholt und im Laufschrift durch den tiefen Sand zu den weitauseinanderliegenden Arbeitsstellen abgerückt. Ich bin bei der Gruppe, die in einer Kette schaufelt und auf diese Weise den Sand von einer Seite zur andern schafft, wo planiert wird. Einer der Vorarbeiter hat Humor genug, zu kommandieren: „Vorwärts! Vorwärts! Die märkische Erde will bewegt werden.“ Hier staune ich, wie viele Handarbeiter es doch unter den Juden gibt. Wenn man einen Tiefbauarbeiter neben sich hat, kann

man das Tempo nicht mithalten. Wehe dem, vor dem sich gerade ein Sandhaufen türmte, wenn ein SS-Mann kontrollieren kam.

Eine andere Kolonne nannte man das Karussell. Wir waren noch halbwegs modern, indem wir uns eines Spatens bedienten. Im Karussell zog man sich den Rock aus und ihn verkehrt wieder an, so daß hinten die obersten Knöpfe zugeknöpft werden konnten. Dann hielt man den unteren Teil wie eine Schürze, ließ sich Sand hineinschuppen und marschierte im Gänsemarsch zum anderen Ende der Fläche, wo man den Sand wieder fallen ließ. Da sich alles im Kreise bewegte der Name Karussell. Kam man wieder am ersten Punkte an, erhielt man seine Schaufel Sand in den Rockschoß und das Spiel ging so weiter. War SS in der Nähe, mußte alles im Laufschrift gemacht werden. Für die Zeiteinteilung aller Kolonnen waren die großen Loren maßgebend, die von einer anderen Arbeitsgruppe auf Gleisen gezogen und geschoben wurden. Hatten sie sieben Loren heraufgezogen, so war die Zeit zum Mittagsappell da...

Einmal hatte ich das Pech, daß gerade noch am Nachmittag ein Kahn mit Zement ankam. Auch unsere Gruppe wurde zum Abladen kommandiert. Unten am Kanal lag der Kahn. Von der höheren Uferböschung führten zwei Bretterstege herunter zu den beiden Aufladestellen. Der Zement befand sich in Papiersäcken. Es kam viel darauf an, daß einem der Sack richtig aufgepackt wurde. Ich öffnete wie alle vorn die obersten Rockknöpfe. Dann war auch ich an der Reihe, mich hinzusetzen und mir meinen Zentnersack aufpacken zu lassen. Ich war schon stolz, mich ohne Hilfe damit erheben zu können. Aber zuerst war es, als ob einem das Kreuz brechen würde. Mit gutem Schwung ging es über das Laufbrett zum Ufer herauf. Jetzt mußte man durch tiefen, losen Sand. Nun ergab sich eine andere Schwierigkeit. Wenn man den Kopf tief herunternahm, da der Sack mehr auf dem Nacken ruhte, so war das Gewicht am besten ausbalanciert. Aber dann sah man nur einige Schritte vor sich den Boden und konnte den Weg nicht sehen, wo der Zement hinzubringen war. Ich richtete mich nach den Beinen meines Vordermannes. Hob man den Kopf, um selbst seinen Weg zu sehen, so kam der Sack ins rutschen. Mit den Händen konnte man diese prall gefüllten Papiersäcke nicht fassen, um sie zu halten. Zum Glück war die Abenddämmerung nahe, und wir für dieses

Mal bald erlöst. Einer ist eines Tages in den Kanal gesprungen, wurde aber wieder herausgeholt.

Ich hörte nun von Kameraden, daß man von den großen Loren nie zum Zementtragen fortgeholt wurde. Daher trat ich beim nächsten Mal gleich bei dieser Arbeitskolonne ein, bei der ich dann bis zum Schluß blieb. ... Einmal erschienen bei dieser Arbeit zwei SS-Offiziere, stellten sich oben auf die Sandhaufen und streuten uns mit den Händen Sand auf den Kopf, was ihnen kolossalen Spaß zu bereiten schien. War die Lore voll, dann wurde sie auf dem Gleis, auf dem sie stand, nach dem entgegengesetzten Ende des Terrains gezogen. 12 Mann mit zwei Langtauen mit je drei Knüppeln zogen vorn wie die Wolgaschlepper, andere schoben hinten und an den Seiten. In den Kurven ging es besonders schwer. ... Die Strecke lief am äußersten Ende des Platzes entlang. Sie fiel dort in einer Böschung zum Rande eines Kiefernwäldchens ab. An dessen Rande stand die Postenkette der SS. Einmal sahen wir, wie die SS einen Häftling herunterrief. Dieser war dumm oder ängstlich genug, hinunterzulaufen. Die SS ließ ihn hinlegen, sich im Sande rollen etc. Unser Blockältester hatte uns instruiert, daß wir Weisungen der Posten, unsere Arbeit zu verlassen, nicht zu befolgen brauchten und auch die Posten ihren Platz nicht verlassen dürften. Es sei vorgekommen, daß die Posten einen Häftling so lange sich im Sande rollen ließen, bis er dabei über die Postenlinie herauskam, dann habe man ihn abgeschossen. Daher hatte der Dienst bei diesem Industriewerk auch den Namen „Kommando Schießplatz“. Selbst habe ich derartiges nicht erlebt.

Eines Nachmittags erschienen zwei SS-Führer in unserer Baracke. Das Strammstehen und Aufspringen bei dem Ruf „Achtung“ war ihnen wohl nicht schnell genug gegangen. Es waren nur der Stubendienst, also ältere Leute,

außer mir so um 60 Jahre alt, anwesend. Sie kommandierten: „Hinlegen! Achtung! Hinlegen! Achtung!“ Dann: „Marsch in den Schlafraum!“ Unser Blockältester rief uns noch zu: „Brillen weg!“ Im Schlafraum lag das Stroh für die Nacht auf einem großen Haufen. Da mußten wir uns hineinwühlen. „Volle Fliegerdeckung! Tiefer! Wir wollen euch gar nicht sehen!“ Sie konnten sich darüber totlachen. Das waren so ihre Vergnügungen, um sich die Langeweile zu vertreiben.

Ein anderes Mal ertönte nachts die Feuersirene. Die alten Häftlinge hatten uns gesagt, daß bei dem Brand einer Baracke niemand lebend herauskäme. Die Maschinengewehre würden auf jeden schießen, der die Baracke zu verlassen wünschte. Heller Feuerschein stand am Himmel. Zum Glück war der Brand nicht im Lager, sondern auf der anderen Seite der Chaussee in den Baracken des dort stationierten SS-Regiments.

Eines Tages war wieder mal eine Besichtigung angesagt, u. a. auch von höheren Reichswehroffizieren. Schon am Vormittag durfte kein WC mehr benutzt werden. Das Verbot, die Baracken während des Tages zu betreten, wurde besonders scharf kontrolliert. Wir marschierten, besonders viel ältere Leute, Stunden und Stunden auf dem großen Appellplatz herum. Da zuweilen die Natur stärker ist als Angst und Wille, ließen ältere Leute einfach im marschieren oder beim „rührt Euch“ ihr Wasser, wo sie sich grade befanden. Es war ein Segen, daß es regnete und der Platz ohnehin feucht war. Kein Mensch sagte etwas. Auch Disziplin hat ihre Grenzen. Bei dieser Besichtigung fuhr ein Reichswehroffizier einen Blockältesten an, warum nicht geheizt sei. Es wurde jetzt Erlaubnis gegeben, die Baracken zu heizen. Besichtigungen waren überhaupt häufig, einmal auch von Pressevertretern. Die Nähe Berlins war wohl ein Glück für uns.

Entlassung gegen Grundstücksverkauf — „Den Preis bestimmt die Regierung“

An einem anderen Tage erhielt ich und einige andere Kameraden aus meinem Heimatort den Befehl, uns nach dem Abendappell in der Schreibstube zu melden. Während unser Block zum Baden abrückte, mußten wir zu unserem Leidwesen noch Stunden und Stunden herumstehen, ohne zu wissen, was uns er-

wartete. Schließlich hörten wir, der Notar sei noch nicht da. Wir waren alle Grundstücksbesitzer. Es war ziemlich kalt; vom frühen Morgen an waren wir ohne wesentliche Nahrung auf den Beinen im Freien ohne Mütze, ohne Mantel. An diesem Abend wäre ich auch bald umgekippt, zumal man stundenlang auf

einem Fleck stehen mußte. Wir wurden schließlich einzeln hereingerufen. Die Polizei verlangte den Verkauf unserer Grundstücke. Ich sollte meiner Frau eine notarielle Vollmacht erteilen. Ich wollte etwas über den Kaufpreis in die Verkaufsvollmacht hineinnehmen. Der Notar erklärte: „Ich muß es ablehnen, über den Preis irgend etwas aufzunehmen. Den Preis bestimmt die Regierung.“ Wir unterschrieben natürlich alle. Was hätten wir in unserer Lage tun sollen? Da der „Völkische Beobachter“ und der „Angriff“ in den Blocks gehalten wurde, hatten wir ja die Gesetze gelesen. Aber Gesetze gaben ja nur den Ton an. Wesentlich war, was das volle Orchester des Parteiapparates daraus machte. Und das konnten wir im KZ nicht wissen.

Ein oder zwei Tage später war einer der Kameraden, die zu meinem Tisch gehörten, schon beim Morgenappell so krank, daß er nicht mehr ohne Hilfe stehen konnte. Da ich Tischältester war, beauftragte mich der Blockälteste, mich um ihn zu kümmern. Ich führte ihn zu der Kolonne der Revierkranken. Als wir hörten, daß wir uns bis halb zwei am Tor anstellen müßten, sagte ich ihm, das würden wir beide nicht aushalten, dann wollten wir uns lieber irgendeiner Arbeitskolonne anschließen.

Hier ist noch ein Vorgang nachzutragen, der sich bei der oben erwähnten Besichtigung abspielte. Einer von meinen Kameraden an unserem Tisch war schwer zuckerkrank. Seitdem er in der Baracke bewußtlos geworden war, erhielt er laufend seine Insulinspritzen. Am Tage der Besichtigung war der Sanitäter (alles Häftlinge) grade beim Spritzen, da erschien der SS-Arzt und warf unseren Kameraden mit einem Fußtritt heraus, daß die Kanüle abbrach. Er hat uns das sofort erzählt.

Kehren wir zu der Schilderung vom Eingang dieses Absatzes zurück. Alle Arbeitskolonnen waren schon abgerückt, bis auf die ältesten Leute, die zum Holzplatz geführt wurden. Wir traten dort ein. Der Holzplatz lag zwischen der inneren und äußeren Mauer des Lagers. Hier wurde Reisig von einem Haufen zum anderen hin und her getragen. Mein Kamerad mußte sich häufig übergeben und ich ihm den Kopf halten. Man kümmerte sich nicht weiter um uns, da man ja sah, daß er wirklich krank war. Zum Glück kam auch noch die Sonne heraus und verbreitete etwas Wärme (Dezember). Wir kamen aber noch in eine kritische Lage, da ausgerechnet eine Alterskontrolle an diesem Tage stattfand und wir ja für dieses

Kommando viel zu jung waren. Es gelang uns glücklicherweise, uns um die Kontrolle zu drücken. Mein Kamerad meinte gegen Abend zu mir: „Du bist so ein guter Mensch, ich habe so ein Gefühl, Du wirst heute entlassen.“

Als wir abends zum Appellplatz zurückkamen und bei unserem Block eintreten wollten, blinzelte mir unser Blockältester zu. Ich trat näher. „Wirst morgen entlassen, gratuliere.“ Das Gefühl des Aufatmens und der Freude beschreiben zu wollen, ist mit Worten nicht möglich. Am nächsten Morgen standen wir, etwa 200 Mann, „frisch rasiert“, wie es der Befehl vorschreibt, wenn es zur Entlassung geht, vor der Schreibstube. Warten, warten. Dann werden Namen aufgerufen. Wieder warten. Jetzt werden Gruppen gebildet, offenbar entsprechend der Fassungskraft des Bade- saales. Ich gehöre zu einer der letzten Gruppen. Wir sehen, wie auf Handwagen unsere Gepäckbündel angefahren werden. Schon steht die erste Gruppe bereits in Zivil am inneren Tor. Wir stehen nun vor dem Eingang der Badebaracke. Wer eine weite Reise hatte, konnte sich melden. Der bekommt ein sauber verschnürtes Paket mit geschmierten Stullen. Wir hätten uns alle gemeldet, hätten wir gehaut, wie lange sich die Entlassung hinziehen würde. Endlich kommen wir zum Baden heran. Zum Ankleiden finden wir unsere Zivilsachen als zusammengeschnürtes Bündel vor. In diesem Zustand waren sie desinfiziert worden. Danach sahen sie auch aus. Jetzt begriffen wir, warum die Entlassenen, die wir häufig vor der Arbeitsstätte in der Siedlung beobachtet hatten, immer den Hut in der Hand trugen. Die Hüte waren sämtlich zu klein geworden. Als wir angezogen waren, hieß es, alle Taschen nach außen umstülpen. Wir wußten, daß wir keinerlei Mitteilungen, nicht einmal die empfangene Post, mitnehmen durften. Nur amtliche Schriftstücke durften wir behalten. SS-Leute kontrollierten. Dann traten wir nach Namensaufruf an einen Tisch heran, wo ein anderer SS-Mann die Brieffaschen und die Wertsachen wie Uhr, Füllhalter und dergleichen zurückgab. Manchmal machte er seine Bemerkungen, so z. B. beim Anblick des Bildes meiner Frau: „Das ist also die Sara.“ Bei einem war der Pelzmantel nicht zu finden gewesen. Er wurde in allen Lagerräumen herumgeführt, bis er schließlich seinen Pelz fand. Nun konnten wir diesen Raum verlassen.

Jetzt standen wir wieder da, wo wir schon am Morgen gestanden hatten, aber in unserer Zi-

vilkleidung mit warmer Unterwäsche und im Mantel. Die Blocks waren schon zum Mittagsappell angetreten. Nach einer Weile marschierten wir zum Torhaus hinüber und traten auf der Innenseite an, Front zum Appellplatz. Der Lagerkommandant erschien: „Ihr werdet entlassen, damit Ihr schnellstens aus Deutschland verschwindet. Laßt Euch hier nicht zum zweiten Mal blicken. Wenn jemand eine Beschwerde hat, dann trete er vor.“ Es meldete sich keiner. Nun konnten wir das innere Tor passieren. Jetzt standen wir vor den Büros angetreten, die sich innerhalb der äußeren Umfassungsmauer befinden. Es war bereits Nachmittag geworden. Die, welche eine weite Reise hatten, packten die empfangenen Stullenpakete aus. Aber sie gaben kameradschaftlich ab. Wir wurden namentlich aufgerufen, um ein Formular zu unterschreiben, daß wir keine gesundheitlichen Schäden erlitten und keine Ansprüche gegen die Lagerverwaltung hätten. In einem anderen Büro wurde uns eine genaue Abrechnung über das abgelieferte Geld — wir hatten jede Woche 15 Mark für die Kantine bekommen — vorgelegt und der Rest ausgezahlt. Geldtelegramme, die noch eingelaufen waren, wurden noch berücksichtigt. Nun waren wir eigentlich fertig. Aber wir standen und standen. Alle Augenblicke kamen SS-Leute vorbei, was zum Strammstehen nötigte. Einer befahl uns, kehrt zu machen, damit unser Anblick sein edles Arierauge nicht beleidige.

Es wurde dunkel. Wir standen immer noch. Wir sollten mit unserem Transport noch einige mitnehmen, die anscheinend auf telegraphische Weisung zur Entlassung kamen. Endlich in der Abendstunde erschien ein SS-Mann im Stahlhelm. Links um! Und unsere Kolonne marschierte aus dem äußeren Tor. Er führte uns bis zu dem Schlagbaum dicht vor Oranienburg, dann gab er uns frei. Frei! Jetzt lösten wir uns in Gruppen von Freunden und Bekannten auf. Manche kauften gleich in den Läden der Stadt Kuchen oder Zigaretten. Wir hatten ja seit dem Morgen nichts zu essen gehabt. Ich eilte, um zum Bahnhof zu kommen, um möglichst schnell Berlin zu erreichen. Endlich, um sieben Uhr, fuhr der Vorortzug ab. Als ich im Bahnhof Friedrichstraße die Rolltreppe zum anderen Bahnsteig hochfahren wollte, flüsterte es hinter mir: „Sie kommen von Oranienburg?“ Schon die Gestapo? erschrak ich. Da sprach er schon weiter: „Vom jüdischen Hilfsverein. Brauchen Sie etwas?“ Ich dankte. Manche hatten nicht einmal das Fahrgeld zum Nach-Hause-Fahren. Ich fuhr

zunächst zu meinem Bruder, der schon früher entlassen worden war. Meine Frau hatte gerade an diesem Tage Berlin verlassen. Ich meldete mich telefonisch.

Ich wollte ohnehin erst am nächsten Tage heimfahren. Meine Frau empfing mich am nächsten Vormittag am Bahnhof. Oft hatte ich im KZ nicht mehr gehofft, diesen Augenblick noch erleben zu dürfen. „Ich müßte erst mal nach Hause, den Anzug wechseln.“ Der, den ich anhatte, sah von der Desinfektion aus wie ein Korkenzieher. „Laß sein“, begütigte meine Frau. „Ich wohne mit den Kindern bei Muttern. Ich erzähle Dir alles später. Die Hauptsache, daß Du wieder da bist.“ „Dann nehmen wir ein Taxi und fahren zuerst zur Polizei, wo ich mich zurückmelden muß.“ „Uns Juden fährt hier keine Taxe mehr“, erwiderte meine Frau. Aber die Straßenbahn, die Neustadt und Altstadt verbindet, nahm uns noch mit. Wie fremd empfand ich diese Stadt, in der ich 15 Jahre als Anwalt gewirkt, meine Existenz und meine Familie begründet hatte. Mich fror, aber es war nicht von der Kälte. Die Menschen sahen mich an, als ob eine Leiche wieder begonnen hätte zu wandeln. Unterwegs erzählte mir meine Frau, daß sie gestern grade das Haus verkauft habe und für unsere Familie die Fahrkarten nach Shanghai zu Ende März gelöst habe. Mir war alles recht, nur nicht länger in einem Lande bleiben, in dem wir nur noch Freiwild waren für jedermann.

Ich meldete mich auf der Polizei. Wir beantragten auch gleich unsere Pässe auf Grund der Schiffsbuchung, die meine Frau bei sich hatte. Dann begaben wir uns in die Wohnung meiner Schwiegermutter. Meine Frau brachte mir allmählich bei, daß unser Haus demoliert, unsere Einrichtung zerstört und alles radikal gestohlen sei. Ich besaß nur noch einen Sommeranzug, den meine Frau mitgenommen hatte. Nicht einmal ein Nachthemd hatte ich mehr. Meine Schwiegermutter war froh, daß ich wieder gesund zurück war. Der arme Frau hatte das Finanzamt für Judenabgabe und Reichsfluchtsteuer alles, sogar Schmuck und Möbel radikal gepfändet. Sie konnte sich ja nicht wehren, da ihr Sohn, der alles Geschäftliche genau kannte, noch immer im KZ saß. Ich erfuhr, daß der Hauswirt der Nachbarvilla, der nach der Behauptung des Lageradjutanten tot sein sollte, mich anrufen wollte. Er wollte den Synagogenplatz kaufen. Ich gehörte zum Vorstand der jüdischen Gemeinde. Der Adjutant hatte also gelogen, um

mir die falschen Angaben zu erleichtern. Auch der Oberstleutnant war längst auf freiem Fuß. Mir fiel eine Zentnerlast von der Seele. Ich brauchte also keine eidliche Aussage mehr zu befürchten. Die Kinder konnten ihre Freude nicht so zeigen. Die Kleine hatte sogar eine gewisse Scheu. Später sagte sie mir, weil ich solch einen kahl geschorenen Kopf hatte. Sie fragte nur immer: „Papa, wann fahren wir nach Berlin?“

Nachmittags gingen wir zu unserer Villa. Die Haustüre war mit Brettern vernagelt, die Jalousien heruntergelassen. Wir gingen durch den Kelleraufgang hinein. Die beiden Türen zu den beiden Büroräumen waren aus der Füllung gehackt. Die Regale waren umgestürzt. Bücher und Akten lagen in wirren Haufen durcheinander. Von den vier großen Büro-Schreibmaschinen waren drei zerhackt, eine gestohlen. Den Geldschrank hatte man versucht zu erbrechen, aber es nicht ganz geschafft. Ich konnte durchfassen und den Kassenbestand aus der Kassette herauslangen. So hatten wir wenigstens etwas Bargeld... Meine Geige war gestohlen. Vom Flügel war nur der Deckel zertrümmert... Teppiche und Brücken waren noch da. Im Herrenzimmer waren die Scheiben des Bücherschranks zertrümmert. Die Bücher lagen auf dem Fußboden herum. Alle anderen Möbel waren zerschlagen... Wir fanden noch die abgebrochene Schippe eines großen Spatens, mit dem offenbar das Zertrümmern besorgt worden war... So lag unsere kostbare Einrichtung, von der jedes Zimmer etliche tausend Mark gekostet hatte, in Trümmern. Von Küchengerät war nichts mehr zu finden... Drei Tage lang hat man sogar am hellen Tag unser Haus ausgeräubert. Unser Portier erzählte, er habe bei der Polizei angerufen, sei aber noch obendrein angeschnauzt worden. In den WC-Räumen lagen zum Teil noch Steine. Meine Frau erzählte, daß achtjährige Schuljungen unter Führung von Lehrern das Haus mit Steinen und anderen Wurfgeschossen bombardiert hätten. Auf ihren Anruf sei dann

doch die Polizei erschienen und mit dem Gummiknüppel eingeschritten. Schließlich habe sie der frühere langjährige Chauffeur meines Schwiegervaters mit den Kindern unter dem Schutze der Polizei durch den die Straße füllenden Pöbel aus dem Haus geholt, da keine Taxe fahren wollte. Mein Bürofräulein und unsere Hausangestellten hatten noch angefangen, vor der Plünderung einen Teil der Sachen zu retten. Aber die Polizei verbot das, da erst alles durchsucht werden müsse. Ich räumte zunächst im Büro auf, um die Akten herauszuholen, die ich nach Berlin mitnehmen mußte, da sie noch abzuwickeln waren. Unter den Aktenhaufen lag die Haustüre.

Das Haus, um das sich viele Interessenten rissen, mußte meine Frau an einen Kollegen verkaufen, der SA-Führer war. Wie er sagte, „sähe es auch der Polizeihauptmann gern, wenn er das Haus bekäme.“ Er bekam es dann, auch 9 000 Mark billiger, als die anderen boten. Angeblich hätte es sonst das Arbeitsamt für die Hälfte bekommen. Der jüdische Verkäufer hatte ja nur zu unterschreiben. Außerdem wäre ich bei einer Weigerung meiner Frau wohl nicht so leicht aus dem KZ gekommen. Ich regelte nun schnell auf dem Finanzamt die erste Rate der Judenabgabe, um den hohen Säumniszuschlag zu vermeiden. Nach drei Tagen war ich mit den Akten so weit, daß wir nach Berlin in eine jüdische Pension ziehen konnten, in der meine Frau schon vorher in der Zwischenzeit gewohnt hatte. Übrigens hatte man die Villa meiner Schwiegermutter anzünden wollen, „um die Weiber aus der Judenburburg auszurauchern“. Die Hitlerjugend kam auch schon mit Trommeln anmarschiert. Aber der große Hund im Garten wirkte abschreckend. Man wollte auch bei den ärmeren Juden alles zerstören. Aber da soll die Reichswehr mit Einschreiten gedroht haben, falls die Polizei nicht endlich Ordnung schaffe. Da gab es endlich nach einigen Tagen, nachdem die Aktion von Herrn Goebbels bereits offiziell abgeblasen war, auch in unserer Stadt Ruhe.

Nicht Auswanderung, sondern Austreibung — „... frei, aber auch frei von allem Besitz“

In Berlin bezogen wir nun mit unserem Töchterchen ein kleines Zimmer in der erwähnten Pension. Unser Junge blieb bei meiner Schwiegermutter. Nach einigen Tagen kamen auch die Kisten mit den herausgesuchten Ak-

ten an. Ich mußte nun von hier aus auch noch meine Praxis abwickeln. Außerdem galt es, unsere Familie erst wieder mit Kleidung und Wäsche zu versehen. Die Devisenstelle gab die beantragte Summe alsbald frei. Aber un-

ser Vermögen bestand nur noch aus Wertpapieren, die ja seit den Novembargesetzen jüdisches Depot waren. Es mußte daher noch eine Genehmigung der Wertpapierstelle hinzukommen, damit die Bank überhaupt Wertpapiere veräußern konnte. Nach längerer Zeit bekamen wir Bescheid, daß wir vorher die Rechnungen von den Einkäufen vorlegen mußten. Auf diese Weise waren wir gezwungen, möglichst bei den großen Firmen alles auf einer Stelle zu kaufen. Dann mußten wir uns die Rechnung geben und die Ware liegen lassen, bis nach einigen Wochen die Wertpapierstelle den Verkauf von Wertpapieren in entsprechender Höhe bewilligt hatte. Dann erst konnte die Bank das Geld überweisen, und wir erhielten die Ware. Es war überhaupt sehr schwierig, sich im Winter mit der erforderlichen Sommerwäsche und Sommerkleidung für die Auswanderung einzudecken. Leinenanzüge waren nur nach vielem Herumsuchen bei den verschiedensten Firmen aufzutreiben, und nur in schlechter Qualität.

Da ich wußte, daß mein Beruf als Rechtsanwalt, der ja von den Gesetzen des Landes abhängt, für die Auswanderung denkbar ungeeignet ist, begann ich noch in aller Eile umzuschichten. Ich lernte kunstgewerbliche Damengürtel anzufertigen und die Herstellung flüssiger Seifen mit der dazugehörigen chemischen Theorie. Außerdem wurde fleißig englischer Unterricht genommen. Ich war jetzt schon so weit, eine englische Zeitung einigermaßen fließend lesen zu können, wobei mir allerdings die Kenntnis des Lateinischen sehr zustatten kam. Meine Frau, die für unsere Kleinen schon immer selbst Kleidchen gefertigt hatte, ergänzte ihre Begabung durch Unterricht.

Da die Diebstähle in unserem Hause erst nach dem offiziellen Ende der „Aktion“ stattgefunden hatten und stehlen angeblich überhaupt nicht dazu gehörte, machte ich Schadensmeldung bei meiner Versicherung. Der Direktor meinte, es sei ja ein ganzes Warenlager. Ich erhielt zunächst den Bescheid, daß noch Verhandlungen im Wirtschaftsministerium über diese Fragen liefen. Dann lehnte die Versicherungsgesellschaft mit der Begründung ab, daß die Diebstähle mit der Aktion zusammenhängen. Inzwischen war es hohe Zeit, bei der Devisenstelle die Packerlaubnis zu erreichen. Dazu mußte ein Verzeichnis aller mitzunehmenden Sachen eingereicht werden, getrennt nach Anschaffungen vor und nach 1933. Jeder noch so geringfügige Gegenstand... mußte

genau angegeben werden. Ohne diese Packerlaubnis durfte man nicht einmal einen Koffer mitnehmen. Die Devisenstellen konnten bei dem damaligen Auswanderungsandrang ihre Arbeit gar nicht schaffen. Um bei der zu erwartenden sogenannten Gelddiskontabgabe nicht zu schlecht abzuschneiden, wies ich den Beamten bei der Devisenstelle darauf hin, was bei uns alles zerstört und gestohlen sei. Daß die Versicherung den Ersatz der Diebstähle mit Rücksicht auf die „Aktion“ abgelehnt habe, wollte er kaum glauben. Als ich ihm wunschgemäß das Schreiben vorlegte, schüttelte er nur den Kopf. Damals bekam man seine Silbersachen noch mit. Von unserem Tafelsilber war ein erheblicher Teil übriggeblieben, weil es in der Anrichte durch die oberen Fächer nach unten durchgefallen war. Wir hatten nun unsere Aufstellung genau eingereicht. Schmucksachen — viel hatten wir nicht —, zu denen auch goldene Uhren gehörten, mußten von einem amtlich zugelassenen Schätzer taxiert und eingesiegelt werden. Gerade, als wir die Taxe eingereicht hatten, die noch innerhalb der damaligen Freigrenze fiel, kamen neue Bestimmungen, wonach Juden alle Gegenstände aus Gold und Silber abzuliefern hatten. Wir hatten nun einmal Pech. Entsprechend dem Geschäftsgang gab die Devisenstelle die Sachaufstellung der Zollfahndungsstelle weiter, die durch einen Beamten die Sachen zu besichtigen und dann ihr Gutachten an die Devisenstelle zu erstatten hatte. Die Besichtigung erfolgte alsbald. Aber das Gutachten ging bei der Devisenstelle nicht ein.

Es war schließlich kaum noch eine Woche, die uns von der Abreise trennte. Ich lief zur Devisenstelle, ich lief zur Zollfahndungsstelle. Endlich stellte sich heraus, der Beamte bei der Zollfahndungsstelle gebe das Gutachten nicht früher heraus, bevor nicht die Silber- und Wertsachen abgeliefert seien. Meine Frau mußte dann mit ihm zur Ablieferungsstelle gehen und alles, was uns noch von einigem Wert für die Auswanderung geblieben war, für ein nach Gewicht berechnetes Schandgeld abliefern, obwohl die Fristen noch gar nicht abliefen. Telefonisch — es war vier Tage vor unserer Abreise — erfuhr ich endlich, daß wir 5 000 Mark Golddiskontabgabe zu zahlen hatten. Mit 1 000 Mark hatte ich gerechnet. Ich hatte gar keine Zeit mehr zu Reklamationen. Das also war das Entgegenkommen, das mir als Kriegsfreiwilligem und auf Grund der Zerstörungen und Diebstähle des 9. November von der Devisenstelle in

Aussicht gestellt war. Wir waren ja gezwungen gewesen, unsere Familien völlig neu einzukleiden. Nun mußte ich noch rasch die 5 000 Mark aus Wertpapieren flüssig machen. Am Sonntag mußten wir Berlin verlassen, um unser Schiff in Genua zu erreichen. Am Freitag vorher erfuhr ich endlich auf der Devisenstelle, daß der genaue Betrag 5 300 Mark sei. Schleunigst regelte ich noch die restlichen 300 Mark. Am Freitag früh holte der Spediteur unsere Sachen zur Zollabfertigung ab. Die Packerlaubnis hatte ich noch immer nicht. Der Spediteur sollte mich auf dem Packhof mit der Packerlaubnis erwarten. Erst am Nachmittag hatte ich sie endlich in Händen und brachte sie sofort hin. Die Zollbehörde machte aber schon Dienstschluß. Wenigstens konnten noch meine Sachen in den Abfertigungsraum hineingeschafft werden, so daß wir sicher waren, am Sonnabend, an dem nur vormittags Dienst war, noch abgefertigt zu werden. Sonnabendmittag waren wir dann endlich soweit, daß wir unser Gepäck auf der Bahn aufgeben konnten.

Einige Wochen vorher hatten sich noch andere Schwierigkeiten ergeben. Meine Frau hatte natürlich auf den beträchtlichen Betrag für die Schiffskarten Genua—Shanghai für vier Personen nur eine Anzahlung leisten können. Die Devisenstelle hatte sofort auf Grund der Vorlage der Schiffsrechnung die Zahlung der Summe bewilligt. Die Wertpapierstelle verlangte aber plötzlich noch vorher die Einreichung der steuerlichen Unbedenklichkeitsbescheinigung. Die für die Fahrkarten unseres Schiffes gesetzte Zahlungsfrist drohte abzulaufen, etwa 6 Wochen vor der Abfahrt. Dann hätten wir unsere Fahrkarten eingebüßt und bei der starken Belegung aller Schiffe Schwierigkeiten gehabt, vor dem Herbst neue Fahrkarten zu erhalten. Beantragt hatte ich die Unbedenklichkeitsbescheinigung schon im Januar und die mir gemachten Auflagen erfüllt, vor allem die genannten vier Raten der Judenabgabe voll bezahlt. Als ich jetzt das Finanzamt meines Heimatortes telefonisch erinnerte, stellte sich heraus, daß ich noch vorher die Einkommensteuer- und Umsatzsteuererklärung 1938 und 1939 abgeben müsse.

Meine Kassabücher hatte ich in meinem Büro gar nicht mehr vorgefunden. Auf Anfrage bei der Polizei, erhielt ich sie von dieser geschickt, bis auf eines, das gar nicht mehr aufzufinden war. Ich stellte die Steuererklärungen fertig, fuhr noch am Abend nach meinem Heimatort, um am nächsten Morgen gleich bei Dienstbeginn sie abzugeben. Die Beamten, die mich jahrelang kannten, waren entgegenkommend genug, meine Sache in aller Geschwindigkeit zu bearbeiten. Mittags hatte ich schon die Steuerbescheide und die Unbedenklichkeitsbescheinigung in Händen, erhielt sogar mein Guthaben, das ich durch die gesetzlichen Vorauszahlungen hatte, gleich ausgezahlt. Ich erreichte noch den Mittagszug nach Berlin und eilte vom Bahnhof gleich zu meiner Bank, um ihr die Unbedenklichkeitsbescheinigung abzugeben. Die Bank mußte ja erst noch die Urkunde der Wertpapierstelle vorlegen und deren Genehmigung erhalten, bevor sie Wertpapiere veräußern und an den Lloyd Triestino zahlen konnte. Aber in letzter Minute wurde auch das noch geschafft.

Am 26. März 1939, an einem Sonntagmorgen, fuhren wir von Berlin ab. Schlafwagen durften Juden nicht mehr benutzen. So wollten wir in München übernachten. Am nächsten Tag passierten wir die Brennergrenze. Während die Auswanderer aus den Berliner Wagen zu einer gründlichen Untersuchung aussteigen mußten und meistens diesen Zug gar nicht mehr erreichten, konnten wir im Zuge bleiben und wurden gar nicht mehr kontrolliert. Trotzdem atmeten wir auf, als der Zug endlich wieder anzog und wir Gestapo, SS und das Dritte Reich endgültig hinter uns zurückließen. Wir waren frei, aber auch frei von allem Besitz. Es war keine Auswanderung, sondern eine Austreibung. So fuhren wir im Schein der Frühlingssonne die Brennerstraße herab, die wir so oft mit der Bahn oder im Auto passiert hatten, teilweise auch aus Wanderungen noch genauer kannten. Noch einmal, zum letzten Male leuchtete uns diese herrliche Landschaft in allen Farben entgegen.

Unser Ziel aber war in jeder Hinsicht das Unbekannte und das Ungewisse.

Luftwaffenhelfer im Einsatz

Oberschüler während der anglo-amerikanischen Luftoffensiven im Großraum Aachen

Dieser Studie liegen Ergebnisse des Geschichts- und Deutschunterrichts der O II a des Kaiser-Karls-Gymnasiums in Aachen zugrunde. Die zur Dokumentation herangezogenen Tonbandausschnitte beruhen auf Interviews und Informationen von ehemaligen Luftwaffenhelfern, ihren Eltern, Lehrern und militärischen Vorgesetzten aus Aachen, Alsdorf, Eschweiler, Herzogenrath, Stolberg, Jülich, Monschau und Heinsberg, aus Eupen, Malmedy und St. Vith. Ausgewertet wurden ferner Tagebücher und

Briefe Beteiligter, Akten der Parteikanzlei, des Chefs der Sicherheitspolizei und des Reichserziehungsministeriums im Bundesarchiv Koblenz sowie Bestände der Schularchive, des Stadtarchivs und des Diözesanarchivs in Aachen. Besondere Anerkennung verdienen Schulleitung und Lehrerkollegium des Kaiser-Karls-Gymnasiums, die der Klasse im Oktober 1974 eine Studienwoche zugestanden, um die Erschließung mündlicher und schriftlicher Quellen zu ermöglichen.

I. Jetzt holen sie schon die Kinder

1. Der „totale Krieg“ beginnt

Jeder Krieg bürdet einem Volk schwere Last auf: zerstörte Städte, verwüstete Felder, Menschenopfer. Doch noch nie hatten sich kriegführende Parteien die vollständige Ausschaltung des Gegners zum Ziel gesetzt wie im Zweiten Weltkrieg. Die dazu verwendete Kriegsmaschinerie setzte neue, verheerende Maßstäbe: Deutsche Luftangriffe auf Rotterdam, London und Coventry, die englische Reaktion des „aerial-bombing“, des Flächenwurfes zur Zerstörung dichtbesiedelter Stadtkerne. Die Wehrmacht hatte sich in „Blitzkriegen“ bis zum Kaukasus, zum Atlantik, zum Eismeer und vor die Tore Alexandrias durchgeschlagen. Jedoch der Jahreswechsel 1942/43 brachte die Wende: Die 6. Armee unter Generaloberst Paulus mußte bei Stalingrad kapitulieren. Die nationalsozialistische Führung wußte auch dieser schweren Niederlage etwas Positives abzurufen: Ihre Propaganda suchte die Katastrophe als Fanal zur Ausschöpfung aller Kraftreserven zu nutzen. Höhepunkt war die Rede des Propagandaministers im Sportpalast am 18. Februar, die den „totalen Krieg“ als kürzesten Weg zum „Endsieg“ forderte.

Im Frühjahr des folgenden Jahres wirkt derselbe Mann eher hilflos, als er auf dem Dahle-

mer Waldfriedhof stumm Eiserne Kreuze an die Särge gefallener Luftwaffenhelfer heftet und dabei andeutet, die Schülersoldaten hätten als Besatzungen der Flak- und Scheinwerferbatterien die Hauptlast der „Schlacht um Berlin“ tragen müssen. In Berlin starben die ersten Luftwaffenhelfer: Zwei Wochen nach ihrer Einberufung fielen sechs Schüler der Shadow-Schule am 6. März 1943 in der Batterie Lichterfelde.

„Totaler Krieg“, das bedeutete: Erfassung aller im Dienste des Krieges, auch der Kinder, „die das 15. Lebensjahr vollendet hatten“ — so eine Verordnung vom 26. Januar 1943 (RdL vom 25. 1. 1943 I Rev 6060/43-268 LW). Es werden seit Anfang 1943 also die Sekundaner der Jahrgänge 1926 und 1927 aus den Klassen 6 und 7 als Luftwaffenhelfer eingezogen. Der Dienst an der Waffe kam für die damalige Jugend nicht unvorbereitet. Ihre Erziehung lag seit 1936 vorwiegend in den Händen des Staates bzw. in der Zuständigkeit der Hitlerjugend. Es waren immer „weltanschauliche“ Themen, die auf den „Heimabenden“ behandelt wurden, und der schulfreie Samstag als Staatsjugendtag diente der vormilitärischen Ausbildung.

Hitler meinte zur Jugenderziehung: „In meinen Ordensburgen wird eine Jugend heranwachsen, vor der sich die Welt erschrecken wird . . . Eine gewaltsame, herrische, grausame Jugend will ich . . . Ich will keine intellektuelle Erziehung . . . Sie sollen mir in den schwierigsten Proben die Todesfurcht besiegen lernen. Das ist die Stufe der heroischen Jugend“ (zitiert nach W. Hofer, *Der Nationalsozialismus*, Frankfurt/M. 1957, S. 88).

Die Einstellung eines Großteils ihrer Kameraden kennzeichnen frühere Luftwaffenhelfer so: „Natürlich hatten wir keine auf Erfahrung basierenden Vorstellungen von demokratisch-parlamentarischen Staatsformen. Doch der Widerstand weiter Kreise war einfach vom Geistig-Kulturellen her motiviert. Uns leuchtete schon als Fünfzehnjährigen (zumindest in vielen Fällen) ein, wie primitiv und barbarisch die Nazis waren und wie windschief ihre ‚Weltanschauung‘ . . . Ich erinnere mich übrigens noch gut, daß ich schon in der Luftwaffenhelfer-Zeit . . . einem verbotenen Zirkel angehört habe, daß wir regelmäßig unter der Hand gehandeltes Schriftgut (Reinhold Schneider u. a.) lasen und diskutierten. . . Von unseren Lehrern war N.N. bis zuletzt fanatischer Anhänger der ‚Bewegung‘, doch ausgesprochen harmlos; man konnte ohne Scheu stets auch kontrovers mit ihm diskutieren. . .“ (Luftwaffenhelfer 4/514, Jhg. 1926, Redakteur).

„Zum Nationalsozialismus stand ich vom Elternhaus her schon in einer ‚Antistellung‘. Das ist nicht mein Verdienst, sondern das kam daher, daß mein Vater bereits 1937 als höherer städtischer Beamter von den Nazis wegen seiner Einstellung entlassen worden war. Wir unterschieden scharf zwischen ‚Nazis‘ und ‚Anständigen‘, und die ‚Wehrmacht‘ galt allgemein als ‚anständig‘. . . Mit dem Nationalsozialismus hatte man als Luftwaffenhelfer nichts mehr zu tun, abgesehen von den propagandistischen Einwirkungen durch den Batteriechef bei den wenigen Vorträgen zur ‚wehrpolitischen Lage‘, die üblich waren“ (Luftwaffenhelfer 2/514, Jhg. 1926, Oberkreisdirektor).

„Wir hatten bei uns in der Klasse auch einige ‚Widerständler‘, die durch ihre Eltern direkt zur Opposition angehalten worden sind. Einer oder zwei haben sogar ‚Selbstverstümmelung‘ begangen, nur um nicht für Hitler zu kämpfen. Wir wußten fast alle davon, fanden das zwar seltsam, bewunderten aber den Mut. Die Mehrheit glaubte allerdings, man müsse Volk und Staat dienen und versuchen, erst einmal den

Krieg zu gewinnen. Dann aber hoffte man auf die ‚Wehrmacht‘, der die ‚Kartoffelkäfer‘ nicht über den Kopf wachsen würden“ (Luftwaffenhelfer 4/514, Jhg. 1926, Architekt).

Widerspruch bestimmte also durchaus die Haltung zahlreicher Jugendlicher, als man sie mit 15 Jahren an die Flakgeschütze schickte. Diesen Plan faßte Göring schon im September 1942, und die Reichsjugendführung war einverstanden, wenn die Aktion als Kriegseinsatz der Hitlerjugend ausgegeben würde. Doch vorher kam es auf höchster Ebene zu einem Kompetenzstreit.

Reichsminister a. D. Hjalmar Schacht schreibt Anfang Dezember 1942 an Göring:

„Sehr geehrter Herr Reichsmarschall!

Im Kanzleiwege kommt mir der Entwurf Ihrer Verordnung betr. Einziehung fünfzehnjähriger Schüler zum Kriegsdienst zur Kenntnis. . . Da ich nicht Mitglied des Reichsverteidigungsrates bin, habe ich auch an der Verabschiedung des Entwurfes nicht mitzuwirken. Obwohl ich mich also von jeder Verantwortung frei weiß, treibt mich doch mein Gewissen und der Wunsch, mich keines Versäumnisses schuldig zu machen, zu diesen Zeilen. . . Daß die Fünfzehnjährigen eingezogen werden, mag militärisch notwendig sein, wird aber für die Siegeszuversicht der deutschen Bevölkerung zu einer schweren Belastung. . .“ (H. Schacht, 76 Jahre meines Lebens, München 1953, S. 527).

Der Chef der Reichskanzlei teilte dem ehemaligen Finanzminister lakonisch mit: „Der Führer hat sich mit Rücksicht auf Ihre Gesamthaltung im gegenwärtigen Schicksalskampf der deutschen Nation entschlossen, Sie zunächst aus Ihrem Amt als Reichsminister zu verabschieden. . .“ (a.a.O., S. 529). Gleichzeitig wurde Schacht von Göring wegen seines „defaitistischen, die Widerstandskraft des deutschen Volkes untergrabenden“ Briefes aus dem Preußischen Staatsrat ausgeschlossen.

Aber auch Martin Bormann, Leiter der Parteikanzlei, versucht den Plan des zweiten Mannes im Dritten Reich mit allen Mitteln zu vereiteln. Er läßt Göring am 21. Dezember 1942 wissen: „Dem mir zugeleiteten Entwurf über die Durchführung des Einsatzes der Jugend als Luftwaffenhelfer kann ich . . . nicht zustimmen. Auf unsere Feinde wie auf das neutrale Ausland wird eine überstürzte Einziehung von Jugendlichen wie ein Fanal wirken. Das Schlagwort der gegen uns gerichteten Propaganda wird lauten:

Deutschland sei am Ende seiner Kräfte angelangt und müsse als letzten Ausweg zur Rekrutierung seiner Kinder schreiten. . ." (BA/R 21/525 fol. 164).

Nach Stalingrad aber ist Bormann einverstanden, glaubt jedoch, solch einschneidende Maßnahmen müßten den Volksgenossen erst „schmackhaft“ gemacht werden. Er instruiert seine „Amtsleiter“: „Umfang und Bedeutung dieses Einsatzes erfordern die Mitwirkung der Partei; ihre Aufgabe ist es vor allem, den Eltern über die Notwendigkeit Aufklärung zu geben. Zu diesem Zwecke werden von den verantwortlichen Leitern der Schulen im Einvernehmen mit den Kreisleitern Elternversammlungen einberufen. Im Mittelpunkt steht die Rede des Hoheitsträgers, für dessen Gedankengang der beiliegende Entwurf zu verwerthen ist.“ — Hier hieß es dann: „Das deutsche Volk steht im größten Existenzkampf seiner Geschichte. . . Wenn der Krieg bisher siegreich geführt werden konnte, verdanken wir es der Einsicht und dem Genie unseres Führers. Nachdem er zunächst versucht hat, die kriegerische Auseinandersetzung zu vermeiden, hat er dann aber, als der Krieg uns von Judentum, Kommunismus und Plutokratie aufgezwungen worden war, immer die richtigen Mittel angewandt. . . Im Zuge dieser Notwendigkeiten muß auch die Einziehung der Jugendlichen von dem vollendeten 15. Lebensjahre an erfolgen. Der Führer hält diesen Weg zur Stärkung unserer Kampfkraft für nötig. Die Vergangenheit hat gezeigt, daß wir dem Führer blind vertrauen können. Es ist auch jetzt nötig, bei dieser Maßnahme dem Führer zu vertrauen. Ich weiß, daß das ganze deutsche Volk immer zum Führer gestanden hat, wenn er es aufrief. Ich weiß daher auch, daß jetzt alle Eltern die Notwendigkeit dieser Maßnahme einsehen und daß alle Jungen, die einen Gestellungsbefehl erhalten haben, begeistert ihren Dienst antreten werden. Was wir tun, tun wir für Deutschland, was wir haben, geben wir und setzen wir für Deutschland ein. Der Führer führt uns, wir glauben an ihn, wir glauben an seinen Sieg und deshalb werden wir überall, wohin wir gestellt werden, unsere Pflicht tun.“

2. Reaktion bei Eltern und Schülern

Natürlich waren die meisten Eltern von der Einberufung nicht begeistert, anders als viele ihrer Söhne, die sich freuten, der Trigonometrie, dem Cäsar und dem Passée simple zu ent-rinnen. Eltern, die sich gegenüber ihren Söhnen

durchsetzen konnten, erreichten hier und da eine Freistellung mit ärztlichen Attesten. Allerdings wurden die Möglichkeiten, Auswege zu suchen, nicht öffentlich diskutiert. Einen Weg scheint es z. B. beim sogen. zweiten Termin noch gegeben zu haben: Abmeldung von der Oberschule und Eintritt in einen Beruf. Ratlose Mütter bestürmten in diesen Tagen die Direktoren geradezu, man soll doch den Jungen „sitzenlassen“.

Um so unbekümmerter gingen die Sekundaner in das neue Abenteuer und spielten bald in den Geschützstellungen „Räuber und Gendarm“ mit jener Kindlichkeit, derer ein Fünfzehnjähriger manchmal noch fähig ist. Viele Motive gab es, sich willig dem Neuen zu öffnen, der Schule den Rücken zu kehren. Das mußte nicht immer Übereinstimmung mit der offiziellen Linie sein, auch nicht lediglich Abenteuerlust; denn mancher, der von Haus aus den Nationalsozialismus nicht schätzte, machte Unterschiede zwischen Partei und Wehrmacht:

„Diese ganze Luftwaffenhelferei war in der Lage, einen pubertären Abenteuerdrang zu befriedigen; das ist nicht nur zurückzuführen auf ideologische Verseuchung. . . Es war so etwas wie ein frühzeitiges Männlichwerden. . . Wenn schon, dann wollten wir nicht Jungen — eben Hitlerjungen — sein, sondern Soldaten. Soldat, das war eben verknüpft mit ‚Mann-sein‘ in einem Alter, wo man es durchaus noch nicht ist. Also ein vorgezogenes Männlichkeitsbewußtsein mit den dazu gehörigen Erscheinungen“ (Luftwaffenhelfer Jhg. 1927, Studiendirektor).

„Jungen in diesem Alter stimmen in jedem Fall zu, wenn sie mit Aufgaben betraut werden, die weit über ihre Altersmöglichkeiten hinausgehen“ (Luftwaffenhelfer Jhg. 1927, OstR im Hochschuldienst).

„Man war in etwa begeistert. Noch lieber wäre man Marinehelfer geworden, weil die Uniform schöner war“ (Luftwaffenhelfer Jhg. 1928, O. Sch. Malmedy; Kommunalbeamter).

„Wir haben die Eltern unter Druck gesetzt, daß wir da mitmachen wollten, und waren stolz auf die schöne Uniform, die wir da kriegten. Wir wollten Soldat sein — mit dem blauen Rock, da waren wir Männer“ (Luftwaffenhelfer Jhg. 1927, Mitglied einer illegalen ND-Gruppe, Architekt).

„Ganz stolz waren wir auf das Koppelschloß mit dem Luftwaffenadler und nicht mit dem

Hakenkreuz. Wir fühlten uns denn schon etwas wie Soldaten" (Mannschaftsführer 4. Battr. 514; Rechtsanwalt).

Das Wort von den „Babysoldaten“, das im ‚Reich‘ umging, mißfiel den Schülersoldaten sehr, und allergisch reagierten sie auf jene Erwachsenen, die „die armen Kinder“ bedauerten: „Wir wollten nicht bemitleidet werden“, heißt es immer wieder. Selbstironisch griff man allerdings den Slogan auf, der das „L (w) H“ als „Letzte Hoffnung“ interpretierte. Verständnis zeigte man auch für manche jüngeren Mannschaftsgrade, die in den Schülern jene Leute sahen, die ihre baldige Versetzung an die Front vorbereiten halfen. Meist aber scheint der Luftwaffenhelfer in den Stamm-Mannschaften väterliche Freunde gefunden zu haben, die mehr als einmal zugunsten der stets hungrigen Helfer auf einen Teil ihrer Rationen verzichteten, ihnen Süßigkeiten oder Sonderzuwendungen neidlos überließen. „Anfangs konnten sie sich noch nicht vorstellen, daß auf einmal Jungen an die Geschütze sollten, doch sogleich entwickelten sie ein wohlwollendes Verständnis zu uns; auf Ablehnung bin ich nirgends gestoßen... Nur im Lazarett habe ich einmal Leute sagen hören, daß sie keine Auszeichnungen mehr haben wollten, wenn bereits ‚Hitlerjungen‘ so etwas bekämen, wobei das Wort ‚Hitlerjungen‘ gewiß keine politische Bedeutung hatte, sondern einfach ‚grüne Jungs‘ bezeichnen mochte“ (Luftwaffenhelfer 4/514, nach seiner Verwundung 1944 mit dem EK II ausgezeichnet; Chefredakteur).

In Jülich hatte man den Sohn eines Bauernführers ausgemustert. Der Batteriechef berichtet: „Und der wär' doch so gerne bei seiner Klasse gewesen. Die ganze Klasse war Luftwaffenhelfer, und wer es nicht ist, der wird gehänselt. Ich ließ mir den Jungen kommen, der W. war gesundheitlich gar nicht auf der Höhe. Der machte das Telefon, den haben wir mitgenommen, daß er nicht in Wind und Wetter brauch-

te“ (Tbd. Int. Nr. 42; Offizier bei der 1e. Flak Jülich).

Zur Diensterteilung sagt ein anderer Luftwaffenhelfer: „Von 1,85 m bis 1,75 m: Geschützstaffel; von 1,70 m bis 1,50 m: Meßtrupp; unter 1,50 m Nachrichten. Wobei natürlich die Meßstaffel immer behauptete, sie sei der Intelligenzlertrupp und die von der Geschützstaffel seien Berserker, denen der Bizeps bis ins Gehirn gewachsen sei“ (Jhg. 1927).

Allgemein kann gelten, daß die meisten an die neuen Aufgaben mit Begeisterung herangegangen sind, die jedoch bald wegen der strengen Ausbildung und der dauernden Alarmbereitschaft nachließ. Das gilt insbesondere für die Jungen der Jahrgänge 1926 und 1927. Erst von Angehörigen der Jahrgänge 1927 und 1928 wird häufiger versucht, der Einberufung zum Dienst an der Waffe zu entgehen. Die Möglichkeiten dazu waren allerdings gering. Von vornherein wird etwa der Versuch unterbunden, durch Abmeldung von der höheren Schule und Eintreten in eine Lehrstelle dem Flakhelfer-Dasein zu entrinnen.

Nach einem Vermerk des Reichserziehungsministerium (E III a 966 vom 19. 4. 1943; BA R 21/526 fol. 214) wurden zum ersten Termin (15. 1. 1943) rund 34 000 Schüler zum Dienst an der Flak einberufen. Im Luftgau VI (Münster) kamen bis zum April 7 700 Helfer zum Einsatz: 5 200 vom Jahrgang 1926 und 2 500 Angehörige des Jahrgangs 1927.

Um diese Zeit waren aber schon die Vorbereitungen im vollen Gange, die Oberschüler der 4. Klasse mit Beginn des Sommers und Ende des Schuljahrs einzuberufen. Genaue Zahlen sind hier nicht zu ermitteln. Am 15. Februar 1944, als die Helfer des Jahrgangs 1926 entlassen und die Oberschüler der Jahrgänge 1927/28 aus Klasse 5 bereits eingegliedert wurden, stehen 76 446 Luftwaffenhelfer im Einsatz (BA R 21/97 fol. 40).

II. Schülersoldaten — Soldatenschüler

1. Die HJ und der „Mannschaftsführer“

Leicht ging den Fünfzehnjährigen noch von den Lippen, was man erstmals im Februar 1943 vor versammelter Batterie feierlich gelobte: „Ich verspreche, als Luftwaffenhelfer allzeit meine Pflicht zu tun, treu und gehorsam, tapfer und einsatzbereit, wie es sich für einen Hitlerjungen geziemt.“

Die Soldatenschüler wollten von der HJ schon bald nichts mehr wissen. Alle sagen, sie hätten bewußt die HJ-Armbinden abgelegt, obwohl sie befehlsgemäß zur „Ausgehuniform“ gehörten; auch die Grußpflicht gegenüber HJ-Führern ignorierte man grundsätzlich. Jene Jugendfunktionäre, die behauptet hatten, Jugend müsse durch Jugend geführt werden, bewiesen jetzt, wie wenig sie von Jugendpsycho-

logie verstanden. Sie wollten sich Einfluß sichern und hatten dazu für sich das Amt des „Mannschaftsführers“ durchgesetzt, ferner, daß für die Zwecke der Hitlerjugend die Befreiung vom Luftwaffenhelferdienst möglich sei. Zum Mannschaftsführer, dem die HJ besondere Rollen zugedacht hatte, wie z. B. weltanschauliche Schulungsabende, Kleinkaliberschießen, Frühspport und Heimabende durchzuführen sowie das Liedgut der Bewegung zu pflegen, hatten die Klassen oftmals ihren Klassensprecher avancieren lassen, obwohl der „Jugendführer des Deutschen Reiches“ am 1. 2. 1943 angeordnet hatte: „Der Betreuungslehrer bestimmt gemeinsam mit dem zuständigen Bannführer der HJ aus den Reihen der am Einsatz teilnehmenden Jugendlichen den Mannschaftsführer ... Der Mannschaftsführer ist dem Betreuungslehrer zugeteilt. Er wird von dem Betreuungslehrer mit der Ordnung und Gestaltung des Gemeinschaftslebens nach den Grundsätzen der Selbstführung der Jugend beauftragt ...“

Dieses seltsame „Amt“ brachte aber mehr Ärger als Vorteile für die Betroffenen, die oft genug zum Prellbock wurden zwischen den verschiedenen Instanzen, die gegenüber den Luftwaffenhelfern Weisungsbefugnis oder Disziplinalgewalt geltend machen konnten. Am Anfang wollte sogar hin und wieder die HJ-Führung noch etwas von den Mannschaftsführern: Delegationen zu Großkundgebungen oder Parteiveranstaltungen. Hier zeigten nun die Delegierten ohne Scheu ihre Distanz zur Parteijugend und ihren Funktionären. Hier äußerte sich schon etwas von jener Bewegung, die als „Edelweißpiraten“ seit 1944 von sich reden machte. Mit dieser „Bewegung“ beschäftigten sich auch die Aufsichtsbehörden der Schulen; es erging ein geheimer und dringender Erlaß an alle Direktoren und Schulleiter. Schon am 9. Mai 1943 hatte der ehemalige HJ-Gebietsführer Lauterbacher als Gauleiter von Hannover über das Gaupresseamt verbreiten lassen: „Gauleiter Lauterbacher hat in letzter Zeit wiederholt in seinen Reden vor der Öffentlichkeit mit ganz besonderem Nachdruck darauf hingewiesen, daß wir es der Ehre der deutschen Jugend schuldig sind, rücksichtslos mit solchen halbstarken und auffälligen Typen aufzuräumen, die — während die Mehrheit unserer Jugend im harten Kriegseinsatz treu und vorbildlich ihre Pflicht erfüllt — als wenige unwürdige Außenseiter das Ansehen der Gesamtheit der Jugend in verantwortungsloser Weise verunglimpfen. Es sind dies die gleichen Elemente, die durch ihre körperliche Vernachlässigung, durch ihre mangelhafte Hal-

tung, durch ihr unsauberes Aussehen und ihren aufreizenden Haarschnitt auffallen und schon im Frieden für alle gemeinschaftsbildenden Aufgaben unzugänglich waren ... So werden die vom Gauleiter angewiesenen Maßnahmen ... fortgesetzt werden, wieder eine saubere Atmosphäre zu schaffen. Die Eltern dürfen beruhigt sein: Es wird alles geschehen, um die unsauberen Elemente von der Gesamtheit unserer Jugend fernzuhalten ... Die bei dieser Gelegenheit festgestellten Jugendlichen werden vom Polizeipräsidenten zum kurzfristigen Notdienst herangezogen ... Dieser Dienst wird sonntags in der Zeit von 8 bis 14 Uhr durchgeführt. Die Jugendlichen haben sich dann in Arbeitskleidung und mit vorschriftsmäßigem Haarschnitt zu melden ...“ (Niedersächs. Staatsarchiv Han. II h 9, zitiert in: Ursachen und Folgen, Bd. XIX: Das Dritte Reich im Zweiten Weltkrieg, Berlin o. J., S. 400 ff.).

Die ablehnende, ja feindselige Haltung der Luftwaffenhelfer gegenüber der HJ übertrug sich vielfach auch auf die Partei. So sprachen die Jungen der Jülicher Flak ganz offen von den miesen „Goldfasanen“, und ihr Zugführer versuchte sie — nicht immer mit Erfolg — zu vorsichtigeren Aussagen zu veranlassen, hatte er doch am eigenen Leibe die Folgen möglicher Denunziation erfahren, da ihn, den evangelischen Geistlichen, eine Bemerkung über den Erzbischof von Canterbury vor ein Kriegsgericht gebracht hatte. Es bestand vielfach stilles Einverständnis zwischen militärischen Vorgesetzten und Luftwaffenhelfern. Entsprechend wurden — trotz verschärfter Anweisungen — Verstöße gegen die „Grußpflicht“ und das Tragen der HJ-Binde von den Batterieführern gar nicht oder nur sehr milde bestraft. Flakkommandeure stellten mit Sarkasmus immer wieder fest, „daß die HJ, deren Namen und Abzeichen die Luftwaffenhelfer auf besondere Weisung des Führers tragen, keinerlei Fürsorge und Betreuungsmaßnahmen den Jungen angedeihen lasse“ (L. Schätz, Luftwaffenhelfer. Ein Kapitel zur Geschichte des deutschen Wehrmachtsgefolges im Zweiten Weltkrieg, Diss., München 1971, S. 270).

Bei der zunehmenden Ablehnung jeder Bindung an die Staatsjugend reizte der aufgezwungene Grußkatalog „zu protestierender Verweigerung der Grußpflicht“. Wen alles sollten da die Luftwaffenhelfer nach dem Befehlsblatt der Reichsjugendführung (Heft 7, August 1944: BA R 21/529 fol. 118 ff.) grüßen: „HJ-Führerkorps und alle HJ-Führer mit Kriegsauszeichnungen, Angehörige der

NSDAP, des NSFK, Träger des Blutordens, des Goldenen Parteiabzeichens, Angehörige der Waffen-SS, des RAD, der Polizei, der technischen Nothilfe, des Bahn- und Postschutzes, die Wimpel der HJ, des BDM und des Jungvolks, Fahnen und Standarten der NSDAP, Feldzeichen der alten und neuen Wehrmacht, alle Ehrenmale der NSDAP und Gefallenenehrenmale und schließlich die Trägerinnen des Mutterkreuzes ...".

2. Die Batterie — neue Heimat der Luftwaffenhelfer

Zur neuen Heimat sollte die Batterie werden. Von den Stellungen heißt es: „In einer Stube schliefen normalerweise neun Mann auf etwa 20 qm Wohnfläche bei geschlossenen Türen und Fenstern; denn es war nachts sehr kalt. Unvergeßliches Erlebnis des jeweils morgens vor Dienstbeginn aus Nachturlaub Zurückkommenden war der Eintritt in eine kuhstallähnliche Dunstglocke ... Für je drei Mann existierte eine Aluminium-Waschschüssel für Gesicht, Füße und — zum Empfang der Kaltverpflegung: Brot, Wurst, Butter, Tomaten ...“ (Brief eines Luftwaffenhelfers, Jhg. 1926, 1. Batterie 514).

In drei Schüben kamen Ober- und Mittelschüler in die ihrem Wohnsitz nächstgelegenen Batterien. In der Chronik der Stadt Alsdorf heißt es, daß „hier bis zur Evakuierung die 2-cm-Flakbatterien mit je drei Geschützen in Tätigkeit waren ... Unter der Leitung eines Leutnants und einiger Unteroffiziere bedienten sie die Geschütze und wurden durch die Wehrmacht verpflegt. Während der Schulstunden besuchten sie das Alsdorfer Gymnasium. Im Alarmfalle mußten die armen Kerle schleunigst ihre Posten beziehen. Es waren Jungen dabei, die noch Knabenstimmen hatten. Täglich sah man vor den Zäunen Eltern, die ihren Söhnen Butterbrote zusteckten“ (A. Krämer, F. Schmitz, Alsdorf — Geschichte einer Stadt, 1971², S. 269).

Am ersten Tag hatte es für die Luftwaffenhelfer noch Pudding gegeben und Sonderrationen, vor allem Süßigkeiten. Doch bald schon fingen die „Entbehren mit dem Essen“ an. Außerordentlich primitive Verhältnisse herrschten in den Baracken: „Nachts wurde man wach vom Rascheln der Ratten; mittags sonnten sich die Viecher hinter der Baracke; und die Unteroffiziere schossen dann mit der Pistole nach ihnen ... Es war kalt und zugig, und der

Schnee kam durch die Ritzen der Barackenwände“ (Luftwaffenhelfer, Jhg. 1927, 2/514, Hochschuldozent).

3. Die „Beutegermanen“ aus Eupen-Malmedy

Mit der zweiten Welle im September 1943 wurden Schüler aus Eupen, Malmedy und St. Vith eingereiht. Viele von ihnen, besonders aus dem wallonischen Teil der „eingegliederten“ Kreise, fühlten sich als Belgier und hatten es besonders schwer, auch nach dem Krieg.

„Ich habe daran teilgehabt, daß 36 englische Flugzeuge heruntergeholt wurden. Das war zwar nicht mein Wille, aber ich habe da mitgemacht. Ich tat meine Pflicht, obwohl das als Belgier nicht meine Pflicht war. Zum Schutz gegen die Tiefflieger kam ich Ende Juni an die leichte Flak, und als ich an dem Geschütz war, haben wir eine Thunderbolt heruntergeholt ... Was sollte ich machen? Flüchten nach Belgien konnte ich nicht, wir hatten dort keine Verwandten, und meinen Eltern wäre es schlecht ergangen. Außerdem hatten wir in Malmedy Lehrer, meist aus dem Reich, die größere Nazis waren als die, die ich in Deutschland erlebt habe ... (Luftwaffenhelfer, Jhg. 1928, 4./514; Kaufmann in Malmedy).

Aus seiner Batterie bestätigt ein Aachener Luftwaffenhelfer: „Vor allem Luftwaffenhelfer aus Malmedy, deren Muttersprache das Französische war, polemisierten offen gegen die Nazis, aber auch deren deutschsprachige Freunde aus dem engeren Umland Malmedys. Dagegen kamen aus St. Vith engagierte Nazis, wie es im Aachener Raum keine gab. Wir mußten oft Gespräche unterbrechen, weil ein gewisser junger Mann von dort die Bude betrat ...“ (Luftwaffenhelfer, Jhg. 1928; 4/514, Redakteur).

Das Schicksal sollte diesen Flakhelfern — es waren 12 aus Eupen, 51 aus Malmedy und 19 aus St. Vith — am härtesten zusetzen. Wenn sie die deutsche Sprache nicht richtig beherrschten, mußten sie sich von Unteroffizieren aus Berlin als „Beutegermanen“ oder „Saufranzosen“ titulieren lassen. Doch bald haben sie sich mit ihren Aachener Altersgenossen gut verstanden beim Widerstand gegen den gemeinsamen Gegner, den zu allen Schikanen fähigen „Betreuungsunteroffizier“. Die Luftwaffenhelfer trugen im Dienst Uniformstücke der Luftwaffe ohne Dienstgradabzeichen. Röcke und Mützen zeigten den Luftwaffenadler. Für Urlaub und Ausgang gab es

eine blaugraue Uniform aus Luftwaffentuch mit den Emblemen der Luftwaffe sowie eine Schirmmütze, eine Bluse mit aufgesetzten Taschen und Schulterklappen und eine lange Überfallhose. Im Hosenbund oder über der Bluse wurde das Luftwaffenkoppel getragen. Am linken Oberärmel der Bluse war ein kleines dreieckiges Abzeichen aufgenäht, das auf schwarzem Grund in weißen Antiqua-Buchstaben das Wort „Luftwaffenhelfer“ zeigte. Da dieses Abzeichen in seiner Form dem Formationsabzeichen der HJ entsprach, wurde es von den Luftwaffenhelfern vielfach abgetrennt (vgl. H. A. Koch, Flak, Die Geschichte der deutschen Flakartillerie und der Einsatz der Luftwaffenhelfer, Bad Nauheim 1965², S. 315).

4. Der Betreuungsunteroffizier

Der Betreuungsunteroffizier kommt in den Berichten ehemaliger Soldatenschüler meist recht schlecht weg. „Harmloses Rauhbein mit einem sagenhaften Vokabular“ heißt es sogar aus der 5. Batterie, die mit ihrem Hauptmann, einem evangelischen Pfarrer, außerordentlich zufrieden war. „Wenn es einmal ruhiger war in der Batterie, dann gab es sofort wieder Drill mit allen Schikanen. Wir waren zuerst entsetzt über das Niveau. Vergleichbares kannten wir bis dahin nicht, besonders, was das Vokabular betrifft, mit all den Anzüglichkeiten betr. Sex und Geschlechtlichkeit (Luftwaffenhelfer, Jhg. 1926; 1/514).

„Richtige Soldaten waren wir nicht. Wir unterliefen die Kommißmaschen mit Kommißmitteln. Die Uffz. waren dem nicht gewachsen. Wir waren schon jahrelang zusammen, und die Methode, den einen gegen den anderen auszuspielen, zog bei uns nicht. Wenn sie uns robben ließen oder mit uns ‚Maskenball‘ veranstalteten, dann war eben keiner der erste. Das wurde in langsamer Art und Weise, so daß jeder mitkam, so lange getrieben, bis die Uffz. ‚am Boden zerstört‘ waren ...“ (Luftwaffenhelfer 5/514, Jhg. 1927, Dipl.-Chem.).

„Für die Kleinen vom Jahrgang 1928 war der ‚Schliff‘ zu hart; die fingen beim Exerzieren an zu weinen, und der Zugführer mußte erst sein Taschentuch ziehen, um denen die Tränen zu trocknen“ (Luftwaffenhelfer 3/889, Alsdorf, Jhg. 1927, Oberstadtdirektor).

„Von besonders tiefer und nachhaltiger Bedeutung war der jeden Mittwoch vormittags stattfindende ‚Fußdienst‘ — eine stundenlange Schleiferei bis zur völligen physischen Erschöpfung. Als Soldat in der Kaserne bin ich

später längst nicht so ‚geschliffen‘ worden. Diese sadistische Schleiferei (vorgeblich zur Abhärtung im Hinblick auf künftige Anforderungen des Fronteinsatzes) wurde zusätzlich auch unregelmäßig veranstaltet zur Disziplinierung und Bestrafung beispielsweise bei unordnungsgemäßigem Stubendienst, hier dann mit erweitertem Repertoire („Auf die Spindel“, „Unter die Betten!“ usw.). Exerzitenmeister: der sogenannte Betreuungswachtmeister NN. Typ: Ratte, Himmelstoß, Radfahrer. Interessanterweise nicht ohne intellektuelle Ambitionen; er soll im Zivilberuf Lehrer gewesen sein. Dieser ‚Fußdienst‘ hat mich und viele Mitschüler stärker beeindruckt als das eigentliche Kampfgeschehen“ (Luftwaffenhelfer 1/514, Jhg. 1926, Dipl.-Kaufmann).

„Ich war abends so fertig. Die ersten vier Wochen dort sind in meinem Leben die schlimmsten gewesen: die Schleiferei, das Schikanieren und die Schimpfworte! Wenn man bei 30 Grad in voller Wintermontur mit Gasmaske den Wiesenhang ‚rauf- und ‚runterroben muß, dann weiß man erst, wie unangenehm das ist“ (Luftwaffenhelfer 4/514, Jhg. 1927, Betriebsführer).

Wie Hohn klingen die Worte eines kommandierenden Generals, wenn auch das Wort vom Militär als der „Schule der Nation“ immer noch herumgeistert: „Die Jungen sind durch ihren neuen Dienst körperlich und seelisch härter geworden. Der Ernst des derzeitigen Einsatzes formt sie frühzeitig zu reiferen Menschen. Die militärische Zucht und Ordnung mag für manchen ... einen schweren Eingriff in seine persönliche Freiheit bedeutet haben; heute sind die Luftwaffenhelfer für die an ihnen geleistete Erziehungsarbeit dankbar.“

Was der General „Erziehungsarbeit“ und „Sinn für Zucht und Ordnung“ nannte, war gewiß bei vorhandenem jugendlichem Übermut notwendig, aber die Methoden hatte sogar Göring rügen müssen, als er die Batteriechefs mahnte: „Der Jugendliche will nicht weich angefaßt werden, er verlangt eine feste, zielsichere Führung. Trotzdem gelten für ihn nicht die gleichen Erziehungsgrundsätze wie für Soldaten. Es ist falsch, wenn der Vorgesetzte versucht, seinen Befehlen gegenüber Jugendlichen Nachdruck zu verleihen durch sturen Drill, als Strafe gedachte Dienstverrichtungen außer der Reihe oder phantasielose Urlaubsbeschränkungen. Z. B. sind immer wiederholte Appelle, Spindel- und Stubenrevisionen als Schikane aufzufassen ... Der Vorgesetzte muß sich in die Mentalität des Jugendlichen hineindenken und das Herz haben, mit

ihnen zu fühlen ... Klarheit, Geduld, ein humorvolles Wort ..., lobende Anerkennung überzeugen und erziehen mehr als schärfster Dienst oder gar tobender Kasernenhofton."

5. Und dann noch „Untermenschen“

Mit Verwunderung registrierte man, daß selbst russische Kriegsgefangene Schleifdienst hatten. Die Einstellung der Luftwaffenhelfer zu den Russen war stets von Mitmenschlichkeit getragen und wuchs zu gegenseitiger Anerkennung im gemeinsamen Einsatz.

„Bei jedem Geschütz war ein Geschützbunker, und wenn Gefechtpause war, und es war im Winter oft kalt, dann saßen wir bei einem Kanonenöfchen im Gefechtsbunker und warteten, bis die neuen Anflüge kamen. Befehl war, die Russen hatten draußen zu stehen, weil es eben nur halbe Menschen waren, sollten die ruhig frieren. Das taten wir aber nicht, auch die Geschützfürer nicht. Dann hieß es: ‚Komm Iwan, komm rein!‘ und dann konnten die sich auch mal an dem Öfchen aufwärmen“ (Luftwaffenhelfer, Jhg. 1926, 1/514).

Weit entfernt waren die Soldatenschüler von einer Beachtung der offiziellen Wortregelung, wie sie das Gaupropagandaamt im Gau Köln-Aachen durch ein geheimes Rundschreiben an die Parteimitglieder im November 1943 einzupflegen versuchte mit einer als „Mundpropaganda“ betitelten Aktion: „Nationalsozialisten und Nationalsozialistinnen, Ihr als die Willensträger der Bewegung habt die Aufgabe, den Volksgenossen die richtige Haltung gegenüber den Fremdvölkischen aufzuzeigen. Sei als Deutscher gerecht, aber vergiß nie, daß wir die Herren in unserem Hause sind ... Zwischen uns und den fremdvölkischen Arbeitskräften besteht eine klare Trennungslinie, die durch das Blut gezogen ist ... Wer sich mit Kriegsgefangenen einläßt, unterstützt den Feind und verrät den Soldaten ...“

Über den Vater eines Jülicher Luftwaffenhelfers ließ sich die örtliche Parteiprominenz in einem Brief „An die Frontsoldaten“ Linnichs in gehässiger Weise aus. Der Landwirt hatte polnische Kriegsgefangene zusammen mit einem ihm als „Hilfsarbeiter“ zugeteilten jungen jüdischen Mitbürger am Mittagstisch seiner Familie teilnehmen lassen. Die bald „siegreich Heimkehrenden“ wurden aufgefordert, „solchen Elementen“ wie dem Landwirt NN „die nötige Antwort zu erteilen“.

Die Soldatenschüler handelten nicht nach solchen Richtlinien, sondern im Sinne der Erzie-

hung von Schule und Elternhaus, selbst wenn sie sich dafür Strafexerzieren einhandelten.

6. Livius in Kantinen und Schlafbaracken. „Betreuungslehrer“, „Verbindungslehrer“ und „Sonderbeauftragter“ im Kampf für die Schule

Manchmal freilich blickten die Schülersoldaten neidisch auf die Russen, die morgens länger schlafen konnten, während sie nach nächtlichem Alarm schlaftrunken in die Kantine trabten, um drei Stunden Unterricht abzusetzen. Unter solchen Bedingungen von Unterrichtserfolgen zu sprechen, hielten alle für einen „Witz“. Der Unterricht mußte in Kantinen und Schlafbaracken abgehalten werden und litt besonders unter dem Mangel an Hilfsmitteln. Für die Unterrichtsbelange sollte sich im Bereich einer jeden Flakgruppe ein „Verbindungslehrer“, ursprünglich „Betreuungsdirektor“ genannt, einsetzen. Seine Aufgaben umriß der Oberpräsident der Rheinprovinz (unter Gen. Nr. 2127): „*Betreuungsdirektoren* (Verbindungslehrer): Sie werden jeweils einer Flakgruppe zugeordnet. Sie beraten die Flakgruppen in Fragen der Betreuung der Luftwaffenhelfer. Für Regelung der Beschwerden der Erziehungsberechtigten sind sie zuständig ...“ Für alle Fragen der Luftwaffenhelfer wurde überdies in jedem Luftgau ein „Sonderbeauftragter“ eingesetzt; er hatte u. a. zu bearbeiten: „Bildung der Einsatzgruppen und Unterrichtsabteilungen, Einsatz von Lehrkräften ... Er läßt sich Bericht erstatten über das Ausmaß der erteilten und ausgefallenen Unterrichtsstunden, überwacht die regelmäßigen Arbeitsstunden, die unter Aufsicht eines Lehrers stattfinden sollen, und beschafft die notwendigen Lehrmittel ...“ (OP Rheinprov. Gen. Nr. 469).

Im Luftgaukommando VI (Münster) bekleidete dieses Amt Ob.Reg.rat Dr. Wagner. Immer wieder führte er voller Erbitterung Klage über das geringe Verständnis und die fehlende Fürsorge der Militärs. Er machte sich z. B. zum Wortführer, als man den Jahrgang 1926 nach kaum 48 Stunden Urlaub zum RAD einzog und informierte den Reichserziehungsminister am 10. 3. 1944: „... Eine frühzeitigere Entlassung durch die Luftwaffe wäre durchaus möglich gewesen ... Ich habe mich rechtzeitig, doch ohne Erfolg um eine frühzeitige Entlassung der Luftwaffenhelfer des Jahrgangs 1926 bemüht. Es wurde mir entgegengehalten, daß die Batterien ohne die Luftwaffenhelfer des Jahrgangs 1926 nicht feuerbereit sein würden ...“

Eltern und Schulleiter sind dagegen allgemein der Ansicht, daß es sich bei der Begründung nur um eine Ausrede handelt. Denn bei zahlreichen Batterien waren die Luftwaffenhelfer des Jahrgangs 1926 schon Ende Januar, Anfang Februar beurlaubt worden, weil an Baracken und Uniformen Mangel war ... Wie so häufig, wurden die Luftwaffenhelfer in den verschiedenen Batterien unterschiedlich behandelt, was nicht etwa auf die Verschiedenheit der Verhältnisse zurückzuführen ist, sondern auf das verschieden große Verständnis der Batterieführer ..."

Man hatte von Beginn an vorgesehen, für jede Einheit einen sogenannten Betreuungslehrer einzusetzen. Auch er hatte bei vielen Stellen „persona grata“ zu sein. Unter anderem mußte „die Partei“ keinerlei Bedenken geäußert haben. Seine Aufgaben umriß ein Runderlaß des RMin. WEV. vom 1. Oktober 1943 (E III a 2342/b): „Dem Betreuungslehrer obliegt bestimmungsgemäß die Fürsorge für die Helfer und ihre erzieherische Betreuung außerhalb des Truppendienstes und des HJ-Dienstes. Er trägt den Eltern und der Schule gegenüber die Verantwortung für alle Angelegenheiten des Gemeinschaftslebens der Helfer ... Seine fürsorgerischen Aufgaben umfassen sowohl die körperlichen wie die geistigen und seelischen Bedürfnisse der eingesetzten Jugendlichen. Der BL hat die Belange der Helfer gegenüber den militärischen Dienststellen zu vertreten. *Er wird sich dabei stets zu vergegenwärtigen haben, daß die Helfer noch nicht Soldaten, sondern Schüler und Hitlerjungen sind.* Wenn auch die Einheitsführer angewiesen sind, bei der militärischen Beanspruchung der ihnen zugewiesenen Jugendlichen diesem Gesichtspunkt Rechnung zu tragen, so werden sich doch bei dem jugendlichen Alter Konflikte zwischen den militärischen Belangen und den schulischen Pflichten der Helfer nicht immer vermeiden lassen. Aufgabe des BL ist, darüber zu wachen, daß die Helfer nicht überbeansprucht werden, keine vermeidbaren gesundheitlichen Schäden erleiden und in der Lage bleiben, auch ihre schulische Ausbildung mit Erfolg fortzusetzen. *Da aus den Reihen der eingesetzten Schüler der Nachwuchs für die geistig führenden Berufe im militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebensbereich unseres Volkes gestellt werden soll, ist der ordnungsmäßigen Durchführung des Schulunterrichts besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden ...*“ (Hervorheb. im Original). Wie wenig Sinn die „Einheitsführer“ jedoch für solche Ziele hatten, geht aus vielen Be-

richten hervor. Der Sonderbeauftragte für den Einsatz der Luftwaffenhelfer beim Oberpräsidenten in Münster, Dr. Wagner, teilte dem RM f. WEV am 12. 12. 1943 mit: „Die Zusammenarbeit zwischen den höheren Kommandostellen und den Schulaufsichtsbehörden (bzw. deren Unterbeauftragten) ist sehr erfreulich. Ebenso finden die Lehrer und Schulleiter im allgemeinen Verständnis für die Belange der Schule. Jedoch lassen sich die Erfordernisse des Schulunterrichts und die militärischen Erfordernisse nicht immer in Einklang bringen. Es ergeben sich z. B. Schwierigkeiten und Spannungen, wenn die jungen Einheitsführer die höhere Schule nicht in guter Erinnerung haben. Die Schulleiter glauben auch gelegentlich eine gewisse Animosität gegen die höhere Schule feststellen zu müssen, wenn die Abteilungskommandeure Volksschullehrer oder Schulräte sind; in diesen Fällen ist vom Luftgaukommando oder von der Flakdivision darauf hingewirkt worden, daß freundlichere Verhältnisse eintreten. Die Schulleiter und Lehrer haben bei auftretenden Schwierigkeiten eine schwache Position. Denn die Einheitsführer begründen ihr mangelhaftes Entgegenkommen durch militärische Notwendigkeiten. Das Gegenteil kann ihnen nur schwer bewiesen werden“ (KKG — Schularchiv Luftwaffenhelfer, Akte 3).

Da Einberufungen vor Lehrerkollegien nicht Halt machten, standen für den Unterricht oft nur Lehrer zwischen 55 und 65 Jahren oder Pensionäre zur Verfügung. Sie mußten bei jedem Wetter hinaus in die Batterie, oft über unwegsames Gelände. Die Doppelaufgabe belastete die Lehrer sehr und führte oft zu Erkrankungen. Über die Situation der Lehrer an der „Hindenburg-Schule“ (jetzt „Couven-Gymnasium“ Aachen) wird berichtet, daß im Schuljahr 1943/44 457 Schüler von 17 Lehrkräften unterrichtet werden mußten: „Das war nur dadurch möglich, daß die Wochenstundenzahl der einzelnen Lehrer höher als normal war. Aber auch unter diesen Voraussetzungen konnte nur in der Oberstufe der volle Unterricht gegeben werden ... Eine besondere Erschwernis des Unterrichtsbetriebes bildete seit Februar 1943 der Einsatz des größten Teils der Schüler von U II — U I als Luftwaffenhelfer in Flakstellungen des Aachener Raumes. Sie wurden auch weiterhin in ihren Stellungen von den Lehrern ihrer Schule betreut und erhielten einen etwa um $\frac{1}{3}$ gekürzten Unterricht in den Kernfächern. Für die Lehrer, die so oft neben der Schule noch 1—2 andere Unterrichtsstellen zu betreuen hatten,

bedeutete diese Einrichtung eine ebenso große Belastung wie für die Schüler, welche die Schularbeit neben ihrem Dienst zu verrichten hatten" (vgl. Gugat, Die Hindenburgschule in der Zeit des Dritten Reiches, in: Festschrift des Couven-Gymnasiums, Aachen 1965).

Die Schüler selbst, denen amtliche Schreiben die Schwierigkeit bescheinigten, nun gleichzeitig drei Vorgesetzten (Lehrer, Batteriechef und HJ-Führer) zu unterstehen, machten aus der Situation für sich das Beste, indem sie den einen gegen den anderen auspielten und sich damit auf die berühmte „Schwejk“-Manier einigen Freiheitsraum sicherten. Die „SD-Berichte zu Inlandsfragen“, herausgegeben vom Chef der Sicherheitspolizei und des SD Amt III, kommentierten die Lage bei den Luftwaffenhelfern am 22. 7. 1943: „Viele Luftwaffenhelfer machten sich anfangs in ihrer jugendlichen Unbekümmertheit und beeinflusst durch die neuen Eindrücke und Erlebnisse in ihrem militärischen Dienst nur wenig Gedanken über ihre weitere schulische Ausbildung. In dem Maße aber, in dem der militärische Dienst den Reiz des Neuen verloren habe, hätten auch sie sich in steigenderem Umfang Sorgen um ihre berufliche Zukunft gemacht ... Die Eltern der Luftwaffenhelfer, die zum weitaus größten Teil die Notwendigkeit der Heranziehung ihrer Söhne zu diesem Kriegseinsatz der deutschen Jugend einsahen, hegen nach wie vor große Besorgnisse um die schulische Ausbildung ihrer Kinder und legen großen Wert auf die Ablegung der Reifeprüfung. Vielfach wird trotzdem betont, daß die Heranziehung der höheren Schüler insofern eine Ungerechtigkeit bedeute, als die gleichaltrigen Hand-

werkslehrlinge und die Absolventen der Handelsschulen ... vor ihrer Einberufung zum RAD und zur Wehrmacht ihre Berufsausbildung abschließen können ..."

Die Feuerbereitschaftsaufstellung der schweren Batterie 1/407 in Moser-Broich bei Düsseldorf läßt wohl am besten erkennen, wie stark die Belastung für die Luftwaffenhelfer im Luftgau VI gewesen sein muß. Dort zählte man von Januar bis Mai 1944 449 Feuerbereitschaften mit einer Gesamtdauer von 395 Stunden (nach Schätz, a. a. O., S. 15). Für die weiter westlich gelegenen Batterien der Flakgruppe Aachen dürfte diese Zahl noch beträchtlich höher gewesen sein.

Der Chef des Generalstabs im Luftgau VI ließ bereits im Sommer 1943 seine Einheitsführer u. a. wissen: „Die Doppelbelastung der Luftwaffenhelfer als Soldaten und als Schüler beansprucht die Jugendlichen körperlich und geistig bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. Die häufige Unterbrechung des Schlafes, besonders bei feindlichen Angriffen, bringt für die Jugendlichen die Gefahr der nervösen Erschöpfung mit sich. Damit auf die Dauer eine Überbeanspruchung vermieden wird und damit ihre Wehrfähigkeit erhalten bleibt, müssen ihnen im Laufe des Tages hinreichend Erholungsmöglichkeiten gewährt werden ..." (Luftgaukommando VI Abt. IIb/5AZ 12625 Nr. 13372/43 Geheim vom 16. Juli 1943). Es folgte ein Rahmenplan, der „späteres Wecken bei Gefechtstätigkeit" vorsah: „Eine Stunde Bettruhe, eine Stunde zur Vorbereitung des Unterrichts, Unterricht von 15.00 bis 18.00", auf den Abendessen und Freizeit bis zum „Zapfenstreich" folgen sollten.

III. Jugend im Feuerofen

1. Überörtlicher Einsatz beim Anrücken der Viermotorigen

Für die Großaktionen der alliierten Luftflotten „Schlacht um die Ruhr" und „Schlacht um Berlin" führten Flugschneisen über das Rheinland. Churchill umriß die den Bomberkommandos gestellte Aufgabe in Casablanca am 4. 2. 1943: „Sie haben sich vor allem zum Ziel zu setzen, die deutsche Wirtschaft, Industrie und Wehrmacht nach und nach aus den Angeln zu heben und zu zerstören, sowie die Moral des deutschen Volkes zu brechen, daß seine Fähigkeit zu bewaffnetem Widerstand entscheidend

geschwächt wird" (W. Churchill, Der zweite Weltkrieg, Bern 1954, S. 897).

Die deutsche Flugabwehr stand solch massivem Einsatz zunächst hilflos gegenüber. Man suchte Aushilfen, konzentrierte schwere Batterien zu „Flakhöllen" bei Hydrierwerken und entscheidenden Produktionsstätten. Zu diesem Zweck wurden sogar Batterien aus dem Luftgau VI verlegt, als die 15. USAAF von Italien aus den süddeutschen Raum in ihre Aktionen einbezog. Im Februar 1943 mußten Jungen des Jahrgangs 1928 aus mehreren Batterien Aachens nach achttägiger Bahnfahrt auf

dem Lechfeld den Schutz eines Nachtjägerflugplatzes übernehmen. Hier kampierten sie acht Wochen auf freiem Feld in Zelten. Es hagelte anscheinend Elternproteste. Betreuungslehrer und Verbindungsdirektoren brachten Beschwerden vor.

Empörung darüber, daß so viele Jungen entgegen aller Absprache aus ihrer Heimat verlegt worden waren, ging durch das ganze „Reich“, wo immer es zu ähnlichen Verlegungen gekommen war. Wer konnte wohl auch Verständnis erwarten, wenn bekannt wurde, daß Salzburger Schüler nach Karlsruhe und württembergische Luftwaffenhelfer nach Salzburg verschickt wurden, Hamburger in den süddeutschen Raum und Nürnberger nach Oberschlesien, Thüringen und Dresden. In Berlin aber tobte Hermann Göring, als sich die Beschwerden häuften: „Im Großdeutschen Reich hat bis jetzt keiner zu meutern gewagt! Wollen ausgerechnet die Eltern von Pimpfen jetzt den Anfang machen?“ Ihm hatte ein Schülervater einen recht ungewöhnlichen Brief geschrieben: „Bitte geben Sie mir meinen Sohn zurück, Herr Reichsmarschall! Ich habe mein Bein für Führer, Volk und Vaterland geopfert. Geblieben ist mir mein Kind! Ich will auf meinen Jungen nicht verzichten — er kann nicht auf sein Elternhaus verzichten ...“ (G. Stiller, „Feuer frei, Kinder“, Folge 6, BamS).

Als bald mußten höchste Offiziere sich hinsetzen und „An die Eltern“ schreiben. Aus München schrieb ein kommandierender General: „Die rasche Veränderung der Verteidigung ist oft ein Gebot der Stunde. Oft erscheint hierbei dem Außenstehenden die eine oder andere Maßnahme unverständlich. Es liegt im Wesen der militärischen Führung, daß sie weder ihre Entschlüsse ankündigen, noch diese begründen kann. Die Eltern dürfen versichert sein, daß der Führung aus berufenem Munde alle Bedenken unterbreitet werden, die bei einer Veränderung jeweils laut zu werden pflegen ... Ich richte daher an die Eltern die Bitte, bei Feststellungen von tatsächlichen oder angeblichen Schwierigkeiten zu beachten und von vornherein zu erwägen, ob die meist subjektiv empfundene Unbill nicht in höherem Interesse in Kauf genommen werden muß ... Bei dieser Betrachtung ist es ebenso unangebracht wie ungerecht, wenn relativ geringfügige Vorkommnisse in einer zum Teil tendenziösen Weise ausgeschlachtet und zu nicht gerechtfertigten Beschwerden benutzt werden.“ Die letzten Sätze enthalten versteckte Drohungen, verraten den Ärger des Generals und bestätigen, was Eschweiler Flakhelfer ihrem

Betreuungslehrer sagten: „Man beschwert sich besser nicht!“ Von allen Seiten beklagte Unzulänglichkeiten werden hier bagatellisiert. Unverhohlen ist der Ärger, daß die Öffentlichkeit etwas erfahren hat.

2. „Fähnlein in Richtung Karl der Große ...“

Örtlicher Einsatz bei den Großangriffen der RAF, dargestellt am Beispiel der Großangriffe auf Aachen

Ironie des Schicksals ist es, daß die Stilübungen des Generals genau von dem Tage stammen, an dem ein Großangriff auch Aachen erfolgte, dem fast 1 500 Menschen zum Opfer fielen. „Fähnlein in Richtung Karl der Große ... Fähnlein in Richtung Karl der Große ...“ kam es am Osterdienstag 1944 durch die Ringleitung der Aachener Flakgruppe. „Das gilt uns“, wußte nun jeder, und bald erschienen auch die „Christbäume“, die Leuchtbomben der Pfadfindermaschinen, über dem Aachener Talkessel. Mitten in einem Bombenteppich lag die 4. Batterie. Von den acht Mann am Funkmeßgerät überlebten drei; zwei Luftwaffenhelfer fanden den Tod. Einer ihrer Klassenkameraden erinnert sich: „Da wurden an vier Seiten der Stadt die sogenannten Christbäume gesetzt, und dann wußte man Bescheid. Jetzt war's klar. Wenige Minuten später ging das los. Und wie ... Das Gedröhne der detonierenden Bomben an allen Ecken und Enden war so stark, daß unser Geschützfeuer darin nur ein Gekläff war. Ich saß da als Ableser in dem sogenannten Bunker. Bunker ist eine sehr euphemistische Bezeichnung ... In die Ecke des Walles ist ein kleiner Bretterschuppen eingefügt worden, der etwas niedriger liegt als das Gerät, das auf einer Bühne steht, um möglichst frei empfangen zu können. Von dort wurden die Werte abgelesen ... Es wurde also weiter gelesen, und um uns herum wackelte die Erde. Die leichte Flak schoß in einem fort ... Auf einmal riß die Verbindung. Es war nichts mehr vorhanden, wo man ablesen konnte, weil die elektrische Stromzuführung aussetzte ... Dann auf einmal hatte man das Gefühl: — Jetzt kommt es! — Jetzt! Es war, als wenn Sie ein Stromstoß durchzuckt. Was dabei herauskommt, weiß man vorher nicht, aber irgendwie — das kann das Ende sein! Und unwillkürlich senken Sie den Kopf mit dem Stahlhelm nach unten. In dem Moment war ein kurzes Aufleuchten wie ein heller Blitz, und dann war's Nacht. — Als ich zu mir kam, ich weiß nicht, nach welcher Zeit, sah

ich, daß die Hälfte des Erdwalls nicht mehr da war; da war ein riesiger Krater, von unserem Gerät stand nur noch der halbe Spiegel, und der Mann, der ‚die Seite‘ bedient, der saß da wie leblos. Ich ging zu ihm hin und fragte: ‚Kann ich Ihnen helfen?‘ Und da sagte er zu mir, es war der Unteroffizier Wedde: ‚Ach laß!‘ Dann sah ich, daß die übrigen da lagen, und zwar der Hüne wie gebrochen in Einzelteile. Er ist nachher auf dem Boden lallend neben mir gestorben. Die gleichaltrigen Luftwaffenhelfer sind sofort tot gewesen . . .“ (4/514).

Dieser letzte Großangriff vor der Invasion ist allen Luftwaffen Helfern noch in lebhafter Erinnerung, und die zwiespältigsten Gefühle knüpfen sich daran, zuweilen auch das Bewußtsein, größeres Unheil für die Vaterstadt verhindert zu haben. In der Tat erlebte die USAAF in jenem Sommer 1944 ihre große

IV. Geistige Kriegsbeschädigte

Bei allen Alarmen und Luftangriffen ging für die Soldatenschüler der Dienst weiter. Im Schlaf konnten sie bereits die „Sprüche der Kanoniere“: „K2 stellt laufend mit Hilfe der Seitenrichtmaschine die vom Kommandohilfsgerät durchgegebenen Seitenrichtwerte am Seitenteilkreis ein und beobachtet den Umdrehungsanzeiger . . . K6 stellt laufend die vom Kommandohilfsgerät durchgegebenen Zünderlaufzeiten auf der Zünderstellmaschine ein und betätigt die Schwungmasse.“

Immer sinnloser wurde der Wechsel von Fuß-, Geschütz- und Erkennungsdienst mit Schillers Räubern, der Germania des Tacitus, Bismarcks Kampf mit dem Klerikalismus, den Nürnberger Rassegesetzen und dem Streben des deutschen Volkes nach Lebensraum (vgl. Richtlinien für den Unterricht der Luftwaffenhelfer). Schule wurde überdies immer seltener. Seltener auch der Spaß, mal diesen, mal jenen Vorgesetzten ein wenig zu ärgern. Kopfschüttelnd hatte der „Zeus“ beim Anrücken seiner „Edelknaben“ zum Physikunterricht so manchen Cantus vernommen, den die Anwohner fassungslos kommentiert hatten: „Was ist nur aus unseren Kindern geworden?“ Das war nun vorbei. Auch die Unteroffiziere erhielten keine Gelegenheit mehr, nachzugrübeln, was die Kerle da wieder singen, wenn zu den Kadenzen russischer Volkslieder die Verse Homers zweckentfremdet wurden.

Ernst nahmen die Jungen nur ihren „Dienst“ an der Waffe: Ein Luftwaffenhelfer aus Essen

Krise. Sie meldete für Juni—August 1944 den Ausfall von 922 ihrer 2 100 Viermotorigen. Für eine „Fliegende Festung“ wurde eine „Lebensdauer“ von 21 Einsätzen bis zum Abschluß bzw. der Außerdienststellung errechnet.

Mehr und mehr entwickelte sich bei vieler Luftwaffen Helfern Haß auf die „feigen“ Angriffe aus der Luft, und was die Propaganda an Abwehrwillen nicht hatte schaffen können wirkte nun gar nicht im Sinne der Erfinder des „areal bombing“. Ein Schock war es aber doch, als man zum ersten Mal einen toten englischen Flieger sah; denn „daß wir auf Menschen schossen, haben wir gar nicht bedacht“. Mit nicht geringer Wut aber registrierte man, welche Verwüstungen die Bomben in der Heimat anrichteten. Immer wieder ging es nach Angriffen hinunter, um beim Aufräumen zu helfen.

(Jhg. 27), später bei Danzig gefallen, schrieb seinem Bruder ins Feld: 11. 2. 1944. Ich schreibe diesen Brief in aller Frühe um 3 Uhr morgens, denn ich habe gerade den Telephonposten (Flugmelder) für 2 Stunden (von 3—5) übernommen. . . . Vor 10—11 Uhr kommen wir abends wegen Alarm nicht in die Koje. Gegen 1—2 werden wir wieder vom Strohsack verschleudert und laufen den so bekannten Weg zum Geschütz. Oft heißt es dann ‚sehr wahrscheinlich Feindmaschine‘, wobei sich nachher herausstellt, daß es ein deutscher Jäger war. 26. 6. 1944 . . . liege ich jetzt in einer 10,5 cm Großkampfbatterie, und zwar kurz vor Oberhausen . . . Die Großkampfbatterie, welche aus zwei Batterien besteht, die nebeneinander stehen, hat bis jetzt 21 Abschüsse. Das ist verdammte Leistung. Ich habe hier noch von keiner Batterie gehört, die so viele Abschüsse hat. Am 5. März lag die Batterie noch bei Krupp. Beim Angriff wurde die Batt. ganz schwer zur Sau gemacht, so daß sogar 6 Luftwaffenhelfer ihr Leben lassen mußten . . .“

Der Ladekanonier war eine Funktion, die nur selten von Luftwaffen Helfern ausgeübt wurde, da die physische Belastung hier zu groß war, galt es doch die 39 Pfund schweren Geschosse oft bei fast senkrechter Rohrstellung in den Verschuß zu stemmen. Verletzungen von ausgeworfenen Kartuschen waren nicht selten. Den Ladekanonier stellten daher altgediente Mannschaften. „Wir hatten das Gefühl, du mußt funktionieren, sonst richtest du Unheil

an. Und dieses Gefühl war allgemein, obwohl wir nicht nur Anhänger des Systems in verschiedener Abstufung unter Ofz., Uffz. und Luftwaffenhelfer hatten" (Luftwaffenhelfer, Jhg. 1927, 1/514).

Anders war es bei den leichten Flakzügen. Aus Jülich heißt es: „Wir schlugen uns da draußen die Nächte um die Ohren, hatten Alarm, aber es passierte nichts. Man hörte in der Luft Flugzeuge brummen, und hier und da fiel auch schon mal ein Leuchtschirmchen. — Wir hörten rundum, in Aachen und so, Bomben fallen, von Abenteuer war da nicht viel. Damals kam denn auch so eine Parole auf: ‚Edelweißpiraten‘, das war so eine ‚Widerstandsbewegung‘ aus der HJ heraus, war aber alles mehr oder weniger Gemunkel! Keiner wußte was Genaues. Das Gefühl jedenfalls wurde stark und stärker: ‚Wir werden hier verbraten!‘ Reaktionen blieben auch nicht aus. Wir sind nach einem Alarm so in die Stuben rein und haben das Hitlerbild von der Wand heruntergenommen, haben einen Strick daran gemacht an dem Häkchen und den Strick über einen Balken geworfen und gesungen: ‚O hängt ihn auf, o hängt ihn auf ...‘ Eines Tages, beim Reinemachen, kam einer auf die ‚glorreiche Idee‘ und brannte dem Hitler die Nase weg. Beim nächsten Stubenappell fielen wir natürlich prompt auf" (O.Sch. Monschau, bis 23. 3. 1944 Jülich).

Gewiß sind das noch keine Symptome eines Widerstandes, aber Anzeichen der Ideologiemüdigkeit, wie sie auch anderen Orts belegt werden kann: „Da machte einmal einer Propaganda, wir sollten Mitglied der Partei werden. Da war von uns 50 ein einziger, der Mitglied wurde, und der durfte seither das Abzeichen tragen. Der ist mehr aber gehänselt und schikaniert worden, als ihm das sonst geschehen wäre" (Jhg. 1927, 4/514).

Immer deutlicher wurde angesichts der sich abzeichnenden Agonie des Hitlerstaates eine latent vorhandene Reserve gegenüber dem Nationalsozialismus. Manche der Luftwaffenhelfer sahen sich am 20. Juli bestätigt, andere mögen nur in Ausnahmen davon berührt worden sein. Einschneidender für eine politische Bewußtseinsbildung waren da schon die Erlebnisse beim Anrücken der Amerikaner und die Verlegung der Aachener Luftwaffenhelfer ins Innere des Reiches angesichts der drohenden Eroberung der westlichsten deutschen Großstadt. Das aber zeichnete sich für die meisten mit dem Beginn der Invasion noch nicht ab. Um so ernsthafter versahen die militärischen Vorge-

setzten ihre Pflicht: die Disziplinierung der Soldatenschüler. Selbst nach den schweren Angriffen gingen Fußdienst und Appelle weiter. Es wurden sogar Arrestbunker gebaut; einer erhielt Arrest wegen Sabotage am Wehrmachtsgut, weil seine Schnürstiefel beim Appell einen rostigen Nagel aufwiesen. Das geschah in derselben Woche, als man zwei seiner Mitschüler auf dem „Heldenfriedhof“ hatte begraben müssen. Alle Idylle war vorbei und manche Illusion verflogen, als der Jahrgang 1926 als neues Kanonenfutter zum Heer eingezogen worden war, die Flakhelfer der ersten Stunde zu Oberhelfern befördert waren. Eingelebt hatten sich die Jungen vom Jahrgang 1927, die im Juli 1943 gekommen waren, ja sie fühlten sich bereits als „alte Hasen“ vor den kaum Fünfzehnjährigen, die man im Januar 1944 aus der Obertertia (!) des Jahrgangs 1928 rekrutierte.

Empfindlich machten sich Rivalitäten innerhalb der an sich schon so heterogenen Einheiten bemerkbar. In einem Brief aus der Essener Batterie liest man: „Vorige Tage hat unsere Batterie wieder 53 Luftwaffenhelfer zugeteilt bekommen — Jahrgang 1928. Die Hälfte von diesen Boys ist von der Kl. 5, die anderen Kl. 6. Die meisten hiervon sind so groß, daß sie mir gerade zum Koppel gehen. Ich weiß gar nicht, was wir damit machen sollen. Am Geschütz können wir sie nicht brauchen, dafür gehen die Handräder zu schwer. Bis jetzt haben wir aber auch noch keinen Platz, wo sie schlafen könnten; daher müssen sie jetzt 14 Tage lang zum Schlafen nach Hause gehen. Anfang Februar werden die Jungen des Jahrgangs 1926 entlassen und kommen zum Arbeitsdienst. Dann gibt es wieder Platz ...“ Der Verbindungslehrer zur Flakuntergruppe Aachen berichtete am 29. April 1944 dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz: „Die Fürsorge ist nach Auffassung vieler Eltern im allgemeinen nicht so, wie sie den noch im Kindesalter stehenden Jungen zuteil werden müßte ... Die Jugendlichen werden übermäßig in Anspruch genommen. Jede Nacht lange Feuerbereitschaft, wobei bis zu 7 Stunden Alarmdauer keine Seltenheit bilden. Die Jungen haben viel zu wenig Schlaf und Ausruhmöglichkeit ... Der Unterricht kann infolge der überaus zahlreichen Alarme nur sehr schwer durchgeführt werden. Sehr oft muß er ganz ausfallen. Auch kommt es immer wieder vor, daß während der Unterrichtszeit Luftwaffenhelfer zu Sonderdiensten wie Postenstehen u. a. trotz gegenteiliger Zusicherung des Gruppen-

kommandeurs und trotz Einspruchs des Verbindungs- und Betreuungslehrers herangezogen werden. Es wurde dann erklärt, „aus taktischen Gründen“ könne man darauf nicht verzichten ...“

Im letzten seiner alle zwei Monate an die Koblenzer Mittelbehörde zu leitenden Berichte faßte der Aachener „Verbindungslehrer“ am 23. Juni 1944 unter „Bemerkungen“ zusammen: „Es wäre dringend zu begrüßen, wenn der Jahrgang 1929 demnächst vor der Einberufung zum Luftwaffenhelfer-Dienst bewahrt werden könnte, weil die Anforderungen, die an die Jungen in seelischer und körperlicher Hinsicht gestellt werden, doch weit das Maß dessen übersteigen, was billigerweise von ihnen erwartet werden kann. Die Überanstrengungen werden sich z. B. in einem späteren Lebensalter bitter rächen.“

Möglicherweise ist der Nachtrag IX zu den Luftwaffenhelferbestimmungen, herausgegeben am 25. Mai 1944 (Abt. II b Nr. 52 784/44, Chef d. Lw./ Wehramts des Reichsministers der Luftfahrt), Ergebnis solcher Einsprüche. Es heißt hier u. a.: „Der Führer hat gemäß Vorgang entschieden, daß künftig nur noch ein Jahrgang Jugendliche, und zwar etwa je zur Hälfte Schüler und Lehrlinge (einschl. Anlernlinge, Fachschüler und sonstige Berufstätige) zum Luftwaffenhelfer-Dienst jeweils für die Dauer eines Jahres herangezogen wird und daß die im Sommer ... zu entlassenden Luftwaffenhelfer des Jahrgangs 1927 durch Lehr-

linge des Jahrgangs 1928 abgelöst werden.“ Im allgemeinen aber nutzten alle noch so nachdrücklich vorgetragene Bedenken der Mittel- und Oberbehörden wenig.

Görings Generäle beschönigten die Tatsache, daß der Ehrgeiz des Reichsmarschalls, dem Führer neue Regimenter für die Ostfront zuzuführen, teuer erkaufte wurde. Um knapp 170 000 Flaksoldaten nach vorne zu schicken mußten 250 000 Jungen mit 15 und 16 Jahren auf eine einigermaßen brauchbare Schulbildung verzichten. Entgegen aller überprüfbaren Wahrheit behauptet der kommandierende General im Luftgau VII: „Die schulische Betreuung hat in einer Vielzahl von Batterien zu Ergebnissen geführt, die über dem Normalunterricht liegen. Vor allem aber sind die Beschränkungen in der Bewegungsfreiheit, der dauernde Umgang mit den Kameraden und die sich hieraus ergebende geistige Anregung für die Luftwaffenhelfer ein Ansporn zum Lernen und Arbeiten an sich selbst gewesen.“ — Dieses „Arbeiten an sich selbst“ geschah freilich anders als beabsichtigt. Aus Hitlerjungen wurden kritische, gegenüber aller Autorität skeptische Jugendliche, die nach dem Krieg zunächst einen entschiedenen „Ohne mich“-Standpunkt vertraten. Das war nicht zuletzt das Ergebnis des Kriegs — wie auch der alliierten Propaganda: „Wir glaubten weder den Goebbelsleuten noch dem englischen Rundfunk, den wir abends unter der Bettdecke hörten.“

V. Erster Einsatz von Luftwaffenhelfern im Erdkampf

Trotzdem wurde, je näher die alliierte Offensive den Reichsgrenzen kam, Radio London zur bevorzugten Informationsquelle. Bald sollten die Soldatenschüler kennenlernen, wie vielseitig ihre „8,8“ war. Da mußten schon Anfang September 1944 im indirekten Beschuß Panzeransammlungen zwischen Raeren und Eynatten unter Feuer genommen werden. Artilleriefeuer ging auf die Stellung. Von Panzern, die im Gesichtskreis der Batterie auftauchten, ist die Rede.

In der 2/514 hatte der neue Batteriechef, ein von der Front in Frankreich kommender Einheitsführer, die kürzlich einberufenen Lehrlinge bereits am 9. September in Marsch gesetzt. Vor dem Abmarsch hatten sich einige in Räuberzivil nach Hause „abgesetzt“, um den Eltern bei der Evakuierung zu helfen. Vor-

kehrungen zum „Empfang“ der anrückenden Amerikaner werden getroffen, die Wälle gebnet, Schützenlöcher gegraben und die Batterie mit einem Objektschutz leichter Flak umgeben, die der Batteriechef selbst zusammen mit „Kettenhunden“ aus der von Frankreich zurückflutenden Truppe „organisierte“.

Von den Eupener Jungen ist nur noch einer bei dieser Resttruppe, die zunächst in Köln in Stellung geht. Er berichtet über die letzten Monate seiner Tätigkeit als „Wehrmachtsgefolge“, wie die Luftwaffenhelfer kriegsrechtlich immer noch heißen: „Als wir von Aachen nach Deutschland (sic!) kamen, da ging es erst richtig los, verluden sie uns auf Lkw's. Ich war mit dabei, da ich gerade beim vorgeschobenen Beobachter gewesen war, als meine Eupener Mitschüler abgehauen waren ... Die machten

schon ganz schön Zirkus von wegen ‚Fahnenflucht‘, ‚Desertion‘ und so, aber ich war ja nun da geblieben ... So ging es nach Köln. In Köln hieß es eines Tages: ‚Es geht nach Hamburg!‘ Wir standen also auf dem Bahnsteig, und da sah ich gegenüber einen Zug mit dem Richtungsweiser ‚Frankfurt‘. Da fiel mir meine Tante in Frankfurt ein; nach Hause konnte ich ja nun nicht mehr. Ich machte mich davon und stieg in den Zug nach Frankfurt, kam zu den Verwandten und verhielt mich dort so 14 Tage ganz ruhig. Dann aber wurde mir das doch zu brenzlich, und ich meldete mich als Versprengter. Man steckte mich in eine Flakbatterie bei Mainz. Mit denen bin ich dann noch vor den Engländern bis an die tschechische Grenze geflüchtet. Eines Tages schlief ich bei einer Marschpause auf der Treppe vor einem Bauernhof ein. Am anderen Morgen wurde ich verdutzt in einem Bett wach. Die Bauersfrau kam dann ins Zimmer, gab mir meine Papiere und sagte; ich solle mich ruhig verhalten, meine Uniform hätte sie schon verbrannt. Dann gab sie mir Sachen von ihrem Sohn zum Anziehen. Und ich sehe noch an einem der nächsten Tage meine Kameraden von der Flak auf Lkw's abfahren in die Gefangenschaft ... Eine Zeitlang blieb ich dann noch auf dem Hof und arbeitete auf dem Feld. Zum Dank schenkte mir die Bäuerin ein Fahrrad, und damit bin ich dann quer durch Deutschland nach Hause gefahren (O. Sch. Eupen; Jhg. 1928).

Immer wieder berichten die kaum 16 Jahre alten Soldatenschüler des Jahrgangs 1928 von den schweren Einsätzen gegen amerikanische oder russische Panzerkeile während der letzten Kriegsmonate. Die ersten aber, die solchen Einsatz erlebten, dürften nicht die bei Arnheim eingesetzten Angehörigen der Neußer Batterien sein, sondern Jungen von der 6/514, die auf dem Aachener Golfplatz gestanden hat. An der Straße Cornelimünster-Walheim waren sie um den 10. September in Stellung gegangen: Schußfeld Walheim. Aber da kamen von Schleckheim her am 14. September schwere Shermans angerasselt und schossen ihre Stellung zusammen.

Unter den Bedienungsmannschaften gab es Verluste: Volltreffer in ein Zelt. Der Geschützstaffelführer war umsichtig genug gewesen, der leichten Flak das Feuern auf die beständig aufkreuzenden Jabos zu verbieten. Er behielt auch jetzt ruhig Blut und befahl „Absetzen in den Raum Kohlscheid/Alsdorf“. Schwerverwundet geriet ein Luftwaffenhelfer in amerika-

nische Gefangenschaft, wo man ihm im amerikanischen Feldlazarett einen Fuß amputieren mußte. Er wurde als Kriegsgefangener noch in die USA gebracht und dürfte wahrscheinlich der erste gefangene deutsche Luftwaffenhelfer gewesen sein. Der Staffelführer selbst ist bei diesem Einsatz gefallen. Seine Helfer sind zum Teil von Cornelimünster aus zu ihren Eltern zurückgekehrt und haben sich in Aachens Vororten überrollen lassen. Gezündet hatte das Beispiel der drei Eupener, die sich bereits nach dem indirekten Beschuß von Hergenrath in der Nacht aufmachten, in Raeren übernachteten und schon am 12. September „befreit“ waren.

Der Fall Aachens blieb für viele das einschneidende Erlebnis: „Vorher haben wir auf Posten schon mal das Rundfunkgerät eingeschaltet, zuerst nicht wegen der Nachrichten (der engl. Soldatensender), sondern weil es uns um die flotte Musik ging. Als wir die technische Überlegenheit der anderen zu spüren bekamen, wurde versteckt diskutiert ... denn es waren auch Fanatiker unter uns. Und das setzte sich immer stärker fort nach der Invasion und als die Verbände von der Westfront zurückfluteten ... Offene Diskussionen, die sind dann aufgetreten, als wir nach dem 12. September Aachen verlassen hatten und in Köln gelegen haben, einige Zeit ohne Verwendung und ohne besondere Aufsicht. Man sagte sich da: ‚Jetzt ist unsere Vaterstadt verloren, was soll das noch alles?‘ Da gab es dann zwei scharf getrennte Lager: das eine, das an Führer und Sieg glaubte, und das andere, das glaubte: ‚Die Sache ist gelaufen; wir müssen jetzt sehen, daß wir gut durch den Schlamassel durchkommen‘“ (Luftwaffenhelfer, Jhg. 1927; le. Flak Abt. 889; Mittelschüler).

Als die Schlacht um Arnheim tobte, hatten bereits im September 1944 die Neusser Flakhelfer nach einem Stellungswechsel zur holländischen Grenze Gefechte mit Luftlandetruppen und Panzern durchzustehen. Anfang September 1944 verlegten auch Batterien des Großraums Essen ihre Feuerstellungen auf Gebiete westlich des Rheins. Ein Luftwaffenhelfer der 4/748 berichtet:

„Mit unserer Batterie wurden wir im Herbst 1944 auf die Kuhweiden bei Zyfflich verlegt. Wir waren noch keine halbe Stunde in Stellung, da bekamen wir lebhaften Kontakt mit tieffliegenden Gegnern und wir verschossen mit unseren drei Vierlingen innerhalb 5 Sekunden 250 Schuß. — Einen Tag vor der größ-

ten alliierten Luftlande-Invasion des Zweiten Weltkrieges auf den Raum Arnheim-Nijmegen wurden alle dort eingesetzten Flakhelfer auf höchsten Befehl durch kampferprobte Flak-soldaten abgelöst.“

In seinem Bericht erwähnt Norbert Krüger (in: Das Münster am Hellweg Februar und März 1975) diese Verlegungen, allerdings auch die baldige Rückberufung der Luftwaffenhelfer. Ein von ihm zitiertes Luftwaffenhelfer-Tagebuch vermeldet für den 6. September 1944:

„4 Uhr erneuter Anflug der Tiefflieger. Lazarettzug vor dem Bahnhof beschossen. Um 2.30 Uhr ausgeladen. 4.15 Uhr mit Lkw abgeholt nach Twisteden. Feuerstellung gesucht. Auf einem Feld ausgeladenen vorm Panzergraben. Bis Mittag Stellung ausgebaut und an jedem Geschütz 6 Einmannlöcher gebaut. Nachmittags Zelt aufgebaut. Nachts bei Leuten nahe der Stellung geschlafen . . .“

Am 14. September werden diese Luftwaffenhelfer gegen Soldaten ausgewechselt und kehren über Kevelaer nach Gelsenkirchen zurück. Den Verfasser des o. a. Tagebuches verschlägt es gegen Jahresende in eine Batterie zum Schutz der Hydrierwerke nach Pölitz. Am 28. Januar 1945 trägt er in seine Kladde ein:

„Kein Kirchgang wegen Panzeralarm. 3 Uhr Panzeralarm.“

Am 30. Januar 1945: „14.30 Uhr Panzeralarm. 6 Panzer bei Stargard abgeschossen.“

Am 1. Februar 1945: „ . . . 5 Mann zum Einsatz abgerückt mit Panzerfaust und Gewehr. Gruppenführer: Uffz. Schirmer. Wehrsold empfangen: 15,50 RM.“

Überrollt von russischen Panzern waren zu diesem Zeitpunkt bereits die Flakbatterien jenseits der Weichsel: z. B. „Die Beuteflak“ der 653 Abt. und der Heimat Flak Batterie 231/I, bedient von 380 Luftwaffenhelfern, 119 Flak-soldaten und 32 Flakhelferinnen (Krüger, a.a.O., S. 66).

In der Meldung Nr. 592 vom 19. Februar 1945 gibt das Luftflottenkommando 6 die Verluste des II. Flakkorps seit dem 12. Januar 1945 wie folgt an: 11 Luftwaffenhelfer gefallen, 31 verwundet, 41 vermißt . . . (Krüger, a.a.O.).

Aus der 1/462 berichtet ein vom 26. Januar datierter Brief vom Panzereinsatz bei Stargard: „ . . . Als Panzer auftauchten, wurde beim Feuerwechsel Geschütz A mit dem ersten Schuß vernichtet; vermutlich ist dabei die ganze Bedienung gefallen. Geschütz B blieb unentdeckt in den dichten Rauchwolken einer brennenden Scheune und wurde gesprengt. Die Bedienungs-mannschaft setzte sich nach Stargard ab.“ Von dort ging es nach Kolberg, von wo ein Großteil der Luftwaffenhelfer vor dem Fall der Stadt in der zweiten Märzhälfte über See abtransportiert wird.

Über Stralsund gelangen diese Essener Luftwaffenhelfer nach Rostock, Bad Doberau, Wismar und Lübeck. Die letzten 20 Mann erreichen am 7. Mai Brunsbüttelkoog und damit die englische Kriegsgefangenschaft. Wer von ihren Kameraden in russische Kriegsgefangenschaft geriet, kam oft erst 1948 zurück.

Bereits am 25. Januar ging die ebenfalls aus Essen nach dem Osten verlegte 4/462 unter: „Auf einer Straße nach Posen unterwegs, gab es Panzeralarm. Der Batteriechef versagte sofort und ließ sich ‚aus Krankheitsgründen‘ vom Wachtmeister im Pkw nach hinten bringen. Ein Leutnant blieb als einziger Offizier und fuhr zur Aufklärung vor. Ein Offizier, von der Front kommend, empfahl den Rückzug. Eine Brückensprengung rettete vorerst die Einheit, die bereits das Kettengerassel der russischen Panzer vernahm, die 500 m von ihnen entfernt auf-fuhren, denen aber ein Wäldchen die Sicht versperrte. Doch auf dem weiteren Rückzug wurde die Batterie vernichtet. Von der zurückgelassenen Nachhut schlugen sich die Luftwaffenhelfer in Gruppen oder einzeln zum Restkommando durch. Einer kroch dabei bäuchlings über die zugefrorene Oder zu den deutschen Auffanglinien zurück“ (nach H. Krüger, a.a.O., S. 68).

VI. Von West nach Ost — von Ost nach West Die Odyssee der Luftwaffenhelfer des Jahrgangs 1928

Die Aachener Jungen wurden zum Schutz des Ruhrgebiets eingesetzt, sofern sie nicht — wie der Jahrgang 1927 — ihren Gestellungsbefehl oder die Einberufung zum RAD ausgehändigt bekamen. Sie waren entweder in Marl eingesetzt oder gehörten zur Flakgruppe Dorsten oder lagen bei Recklinghausen. Hier erlebte man Bombenteppiche, mußte Scheinstellungen bauen und zitterte noch mehr als früher, weil man nicht mehr am Geschütz stand, sondern in der Nähe der Tarnstellungen, auf die der Bombenhagel gelenkt werden sollte. Allgemein galten die Luftwaffenhelfer von der linksrheinischen Seite als unzuverlässig. Als in Dortmund einige Schülersoldaten sich nach Hause absetzten, erhielten die „unsicheren Kantonnisten“ Ausgehverbot. Und schließlich gab es eine merkwürdige Szene:

„Wir mußten antreten. Trommeln wirbelten, dann wurde verkündet: „Die Luftwaffenhelfer NN sind gefaßt und als Deserteure erschossen worden!“ Ich wußte von ihrem Plan. Als wir verlegt wurden, fuhren die drei mit der Straßenbahn nach Hagen, und um ihr Wegbleiben zu verschleiern, war ich mit der ganzen Gruppe erst 2 Stunden später, um 1/29, in der neuen Unterkunft. Aber gefaßt haben konnte man die gar nicht. Man wollte nur feststellen, ob wir etwa bleich würden und dadurch unsere Mitwisserschaft verrietten.“ (Luftwaffenhelfer, Jhg. 1928; 5. Battr.)

Die leichte Flak in den Kreis- und Industriestädten östlich von Aachen bekam bei der „Schlacht um Aachen“ Feindberührung.

Als sich alliierte Panzerarmeen der Rur-Linie näherten, wurde es Ernst für die Schüler-Soldaten der leichten Flakbatterien in Eschweiler, Alsdorf und Jülich. Aus Eschweiler berichtet man:

„Jetzt ging ein Teil, vor allem die jüngeren Luftwaffenhelfer, an die holländische Grenze. Sie mußten dort den Schutz der Zivilisten übernehmen, die Panzergräben aushoben und Stellungen bauten. Dabei waren sie heftigen Jabo-Angriffen ausgesetzt. Unser Batterieführer, ein Thüringer, ein junger zynischer Hund, der sich bisher an der Front vorbeigedrückt hatte, wollte sich nun ‚bewähren‘. Er zog also in eine Stellung an der Front, um die ganze Gruppe einzusetzen. Dabei erlebte er einen mächtigen ‚Trouble‘ mit einem hohen Wehrmachtsoffizier. Der machte ihn fertig, wie er sich unterstehen

könne, mit diesen Kinder in die Kampflinie zu ziehen. Der Wehrmachtsoffizier hat dann für die Rückkehr der Luftwaffenhelfer nach Eschweiler gesorgt. Geblieben sind die Soldaten und Unteroffiziere, die kurz darauf schwere Ausfälle gehabt haben. Die Eschweiler Jungen kamen dann in Batterien des Ruhrgebietes und z. T. nach Braunschweig und Salzgitter.“ (Luftwaffenhelfer aus Eschweiler Jhg. 1928; Hochschulprofessor)

Auf linksrheinischem Gebiet hielten sich bis zum Fall der Remagener Brücke Schüler aus Jülich auf. Sie erlebten zunächst im Zusammenhang mit der Schlacht im Hürtgenwald, kurz bevor die alte Kreisstadt Jülich zu 90 % zerstört werden sollte, ihren „Karfreitag“:

„Am Morgen waren im Ausbesserungswerk Waggons verladen worden, und dabei griffen Lightnings und Thunderbolts an, und da haben wir geschossen, drei Stück abgeschossen. Dann hatten wir den ganzen Tag über diesen „Sturen“ da (Aufklärer), und der hat uns fotografiert. Und gegen Nachmittag, gegen 4—5 Uhr, kamen die Bomber in einer Höhe, daß wir gar nicht hätten schießen können. Die ersten Bomben lagen genau in der Batterie — alle Geschütze unbrauchbar, verbogen, verdreht“ (Luftwaffenhelfer Jülich, Jhg. 1927).

„Der NN, der fing auf einmal an zu weinen. Da hab ich ihn zu mir geholt. Komm, Du teilst alles mit mir! Was Dir passiert, das passiert mir auch! Und dann hat er sich wieder beruhigt. Es war eben die Angst, wir haben damals zwei verloren, einen Luftwaffenhelfer“ (Zugführer; 2. Zug Jülich).

Kurz danach war die Beerdigung des gefallenen Klassenkameraden.

„Anfang Oktober, man muß sich die Beerdigung vorstellen! Das war für uns so schockierend: die Mutter weinte, der Vater war mehr gefaßt, die drei Brüder waren Soldaten. Dann die Frontnähe... Artilleriefeuer hörte man sehr gut. Jabos oben drüber. Und dann noch eine Gruppe Flaksoldaten: Zur Salve hoch! Legt an! Feuer! Wir vergaßen fast Atem zu holen.“ (le. Flak Battr. Jülich, Luftwaffenhelfer Jhg. 1927).

Von Jülich ging es nach Liblar und Weilerswist. Es kam die Zeit der täglichen Duelle mit den Jabos.

„Wir haben grundsätzlich beim Anflug geschossen. Solange du die sehen konntest, war eben keine Gefahr. Man hatte nachher irgendwie im Gefühl: Die treffen nicht. Wir haben bestimmt ein Dutzend Maschinen runtergeschossen. Man sagte sich als K 1: Du kannst den anderen (K 4) nicht im Stich lassen. Und dann haben wir geböllert, bis einer runterkam. Ich betone es immer wieder, das war keine ‚Tapferkeit‘, das war reine Selbstverteidigung: Der oder ich! Mit ‚Heldentum‘ und ‚Ein Volk steht auf‘ hatte das nichts zu tun: da war unsere Kinderstube so, daß die dafür nichts übrig hatte.“ (Luftwaffenhelfer Jülich, Jhg. 1928).

Gegen Jahresende lag man irgendwo am Rande des Vorgebirges. Was da nun geschah, ist für den Berichterstatter noch heute „der Gipfel des ganzen Unsinns“:

„Wir saßen den ganzen Tag rum und taten nichts. Wir kosteten unsere ‚Überlegenheit‘ aus. Alle mußten Holz holen zum Barackenbau, nur die sechzehnjährigen, die taten nichts... Wir waren die einzigen in unserem Zug, die in der Lage waren zu schießen. Die konnten das alle nicht, das waren Invaliden, kamen von der schweren Flak, denn jeder, der nur ein bißchen was leisten konnte, der wurde hier im Westen in den Fronteinsatz geschickt: Ardennenoffensive usw. Die ärmsten Teufel, die von der Waffe nichts verstanden, die sie nirgendwo unterzubringen wußten, die kamen zur Flak. Wenn die Geschütze auf die Lafetten gebracht werden mußten, da war da ein Obergefreiter, der ein bißchen Ahnung hatte. Ohne uns wären die Kanonen stehen geblieben; wir gingen von Geschütz zu Geschütz. Man muß sich das einmal vorstellen, daß ein Flakzug angewiesen ist auf drei Sechzehnjährige. Der Zugführer war völlig ahnungslos: Ich weiß ja nicht, was Ihr hier tut, aber macht mal! Das war also nun das Ende! Wenn man sich vorstellt, daß die Feuerbereitschaft, die Verteidigung, von ein paar Knaben abhängt, die dann sogar noch ihre Laune an den Leuten auslassen“ (Luftwaffenhelfer Jülich, Jhg. 1928, 2. Zug).

Auf der Sperrmauer der Urfttalsperre hatte, umgeben von Fesselballons, ein Zug Jülicher Flakhelfer bei der Vierlingsflak ausgehalten, bis die Amerikaner bei Roetgen die Grenze erreichten. Man verlegte sie zum Schutz eines Nachtjägerflugplatzes nach Dortmund:

„Aldenhoven bei Jülich war schon eingenommen, da dachten wir: ‚Es ist Zeit, daß wir abhauen!‘ In der folgenden Nacht gingen wir

zu Fuß nach Unna und schlugen uns nach Much durch, wo der Onkel meines Kameraden einen Hof hatte. Unsere Eltern kamen, brachten uns Kleider mit und holten uns nach Hause. Etwa 14 Tage später stand Feldgendarmarie in der Wohnstube; mein Freund saß schon draußen im Wagen. Man brachte uns zuerst nach Jülich in die Zitadelle. Die Feldgendarmen waren sehr gut zu uns, wir waren ja erst 16 Jahre alt. Dann wurden wir nach Dortmund in Marsch gesetzt. Es hieß, wir kämen vor ein Kriegsgericht... Der Kriegsgerichtsrat, der uns vernahm, war ein sehr vernünftiger Mann. Er versuchte gar nicht, uns in Widersprüche zu verwickeln. Etwa 14 Tage später war ein Impfermin, zu dem die Batterie geschlossen antreten mußte. Uns Ausreißern wurde befohlen, feldmarschmäßig anzutreten, mit Stahlhelm und Gasmaske. Wir wußten, was das hieß. Dann mußten wir vortreten, das Urteil wurde verlesen: Wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe zehn Tage Kasernenarrest! Mein Freund und ich wurden zusammen eingeschlossen, und in dieser Zeit fielen mehrere Angriffe auf den Flugplatz. Ich weiß noch, da hatten wir furchtbare Angst: Wir sahen die Bomben fallen, konnten aber nichts tun und waren schutzlos ausgeliefert...“

Luftwaffenhelfer der 2/889 aus Alsdorf erlebten das Kriegsende in einem französischen Kriegsgefangenenlager. Den Weg dorthin beschreibt einer ihrer Unteroffiziere, der sich als Studienassessor auch um ihre „schulische Betreuung“ zu kümmern hatte.

„Von Alsdorf ging es beim Herannahen der Amerikaner zunächst nach Belgien zum Schutz der Eisenbahnbrücke bei Montzen, die wir im August gegen Jabos zu sichern hatten. Dann sollten wir zur Stadtverteidigung Aachens eingesetzt werden und schanzten auf der Höhe Verlautenheide-Würselen. Schließlich ging es aber nach Jülich, wo wir 14 Tage blieben und von da nach Beuel in eine Stellung bei Hersel. Am Ende galt es einen rheinischen Brückenkopf zu sichern nach dem Fall der Remagener Brücke. Unter heftigem Beschuß der Amerikaner setzten wir dann auf das rechte Rheinufer hinüber und verloren bei dieser Aktion einen der Jungen. Im März kapitulierten wir in unserer letzten rechtsrheinischen Stellung und wanderten über Kriegsgefangenenlager im Ahrtal und in Belgien nach Nordfrankreich. Die Luftwaffenhelfer wurden von dort aus schon früh entlassen und haben meiner Frau mitgeteilt, daß ich noch lebte“ (Stud. Dir.; Uffz. bei der 1e. Flak; Jhg. 1912).

Teile dieser leichten Batterie waren wie vorher die Flakhelfer aus Monschau schon im Frühjahr 1944 zu den Aachener schweren Batterien versetzt worden. Sie traten z. B. ihre Odyssee im Rahmen der 2. Batterie zum Schutz des Ruhrgebiets an:

Von Marl-Hüls, wo sie die Hydrierwerke schützen sollten, wurden die Schüler der 3. Battr. nach Wesel verlegt und bauten dort eine neue Stellung. Beim Anrücken der Engländer ging es dann weiter auf die Flaktürme Hamburgs. Hier erlebten die Flakhelfer Bombenteppich auf Bombenteppich bei den schweren amerikanischen Tagesangriffen. Andere verschlug es in die Nähe Stettins, von wo man sie zum Einsatz gegen russische Panzer verwendete, nachdem sie das zweitgrößte deutsche Hydrierwerk in Pölitz gegen Luftangriffe verteidigt hatten, bis es nach zwei Großangriffen der USAAF zu mehr als 70 % zerstört war.

Sie waren an einem der letzten großen Abwehrerfolge der Flak beteiligt, wenn der Gewährsmann auch meint, ungünstige Witterung habe beim ersten Großangriff auf das Hydrierwerk in Pölitz den Mißerfolg der Amerikaner verursacht, so weiß doch die Chronik: „Innerhalb von 15 Minuten jagten 400 Flakgeschütze 40 000 Granaten den 240 Feindbomben entgegen, irritierten die Pfadfindermaschinen dadurch so, daß sie die Rauchzeichen verspätet setzten und die Bombenteppiche die Werke verfehlten“ (Schätz, a. a. O., S. 274). Von hier aus ging die Batterie zum Einsatz gegen die vorrückenden russischen Armeen, gehörte mithin zu den 41 schweren und 35 leichten Flak-Einheiten, die jenseits der Oder untergingen.

„Und dann war es wohl so: es wurde dieser Status des Luftwaffenhelfers von heute auf morgen aufgehoben, und zwar noch bevor die Russen kamen. Aus dem einfachen Grunde, so hieß es damals, weil diese jungen Leute mit den HJ-Armbinden von den Russen als Wehrwölfe und Spione angesehen würden, jedenfalls nicht als Angehörige des Militärs, und dementsprechend behandelt würden ...

Zwei Tage später:

Als wir nun auf diesen abgeschossenen Panzer und die Toten da zukamen, und dieser Offizier, dieser Flakoffizier, uns kommen sah, wir waren, glaub ich, zwei so im Alter von 17 Jahren, da weiß ich noch, daß der zu einem Unteroffizier da was sagte: „Leg mal schnell da

ein paar Decken drüber, da kommen zwei Jungen! Die müssen da wohl fürchterlich ausgesehen haben, so verbrannt oder sowas, zerfetzt oder wie ...“ (Jhg. 1928; vorm. 3/514).

Flucht vor den Russen brachte die einen nach Mecklenburg, die anderen ließen sich von den Engländern im „Alten Land“ auf den Obstwiesen vor Hamburg internieren, sofern sie nicht vorher in die Orte entlassen worden waren, wo die Evakuierung Aachens ihre Eltern hingeschwemmt hatte, mit der Auflage, sich beim Wehrbezirkskommando zu melden.

Für diejenigen, die von der Heimat abgeschnitten waren, wurde die Batterie nach und nach doch noch zur Ersatzheimat. Ein Erlaß des OKL Luftwaffenwehramt vom 22. 12. 1944 (Bundesarchiv: R. 21/529 fol. 21) bestimmte: „Luftwaffenhelfer mit Spezialausbildung und durch die Kriegsergebnisse heimatlos gewordene Luftwaffenhelfer sollen dagegen bis zuletzt im Einsatz bleiben.“ Dankbar erinnern sich wallonische Schüler an die Hamburger Batterie, wo ihnen noch fast bis zuletzt Unterricht erteilt wurde und wo sie Lehrer fanden, die sehr viel Verständnis für sie aufbrachten, und auch an Batterieführer, die ihnen 1944 über ein trauriges Weihnachtsfest hinwegzuhelfen versuchten und bei den ersten Nachrichten über die Erfolge der Ardennenoffensive bereit waren, entgegen aller Vorschrift Urlaub zu gewähren. „Eigentlich darf ich dich nicht ins Frontgebiet entlassen“, wurde einem Jungen aus St. Vith erklärt. Zwei andere aus Malmedy erhielten kurz nach Sylvester Urlaub nach Euskirchen. Von den dreien konnten zwei in die Schnee-Eifel gelangen. Sie gerieten in den deutschen Rückzug, versteckten sich beim Abrücken der Wehrmacht in Kellern und gelangten in ihre Heimatdörfer. Für den einen war eine Odyssee beendet, den anderen schleppte amerikanische Militärpolizei vom Tisch der Eltern weg in Straflager bei Verviers, Welkenraedt und Huy; belgische Behörden verdächtigten ihn zu Unrecht der Spionage, um ihn wenige Zeit später zum Dienst in der belgischen Armee einzustellen, wo man ihn und seine Landsleute beim Einrücken in Lüttich ausdrücklich ermahnte, nur ja kein Deutsch zu sprechen. Berliner Unteroffiziere hatten ihn und seine Klassenkameraden kaum zwei Jahre vorher in Aachen noch „Saufranzosen“ ausgeschimpft. Dem dritten glückte die Heimkehr nicht, obwohl er sich einmal bei Roetgen und zweimal bei Udenbreth bis in die Hauptkampflinie vorstehlen konnte und seinen Urlaub um 16 Tage überschritt (O. Sch. Malmedy, Jhg. 1928):

In Hamburg dagegen ging bei den sich selbst überlassenen jungen Aachenern Flakhelfern der Heldenklau um und suchte Freiwillige für die Wehrmacht, vor allem für die Waffen-SS. Die Luftwaffenhelferbatterien scheinen für diese Menschenfänger bevorzugtes Jagdgebiet gewesen zu sein. Aus Aachen und Essen gibt es gleichzeitig ausführliche Beschreibungen:

„Essen, den 17. 5. 1944 . . . Vor 14 Tagen bin ich zum Luftwaffen-Oberhelfer befördert worden. Vorige Tage mußten alle vom Jahrgang 1928 zur Polizei kommen. Dort wurde ihnen eingeredet, sie sollten zur Waffen-SS gehen; wenn nicht, würden sie zu den Sturmpionieren oder zur Infanterie geschrieben. Nur diejenigen, die sich schon freiwillig zu irgendeiner Waffengattung gemeldet haben, sind davon ausgeschlossen. Den höheren Schülern wurde gedroht, wenn sie sich nicht zur SS melden würden, würden sie von der Penne fliegen . . .“

„In der Batterie wurde für die Waffen-SS geworben, und einige hatten sich auch breit-schlagen lassen. Ich kam nun auf die Idee zu sagen: ‚Ich kann mich da nicht entscheiden, ich bin noch nicht 16 Jahre alt, ich muß zuerst meine Eltern fragen.‘ Diese Ausrede habe ich ein paar Mal mit Erfolg benutzt. Dafür bekam ich allerdings, wie ich später gemerkt habe, einen Vermerk in meine Papiere: ‚politisch nicht zuverlässig‘“ (Luftwaffenhelfer Jhg. 1928; O. Schule Monschau).

Dieser Schülersoldat war der letzte Luftwaffenhelfer einer Hamburger Batterie, und die sonst so gefährliche Eintragung in die Personalpapiere brachte ihm ein vertrauliches Gespräch mit seinem Batterieführer:

VII. Dreißig Jahre danach

Es war ein Verbrechen, so sagen heute die meisten ehemaligen Flakhelfer. Viele hatten Schwierigkeiten, Anschluß ans normale Leben zu finden. Ohne abgeschlossene Ausbildung waren sie zur Aufnahme eines Studium oder eines Berufes nicht berechtigt. Einige brachten nicht mehr die Energie auf, wieder die Schule zu besuchen, vom Jahrgang 1928 z. B. mehr als 70 0/0. Die anderen begannen von neuem als Oberstufenschüler; diese Umstellung fiel den meisten nach Jahren, in denen sie wie Erwachsene ihren Mann gestanden hatten, sehr schwer. Die meisten wägen im Rückblick sorgfältig ab, stellen Soll und Haben gewissenhaft gegenüber: meistens überwiegt

„Als die Engländer sich Hamburg näherten, rief mich der Batterieführer eines Tages zu sich und sagte: ‚Junge, wie denkst du darüber? — Die Engländer kommen immer näher, und ich seh dich da noch mit deiner Hakenkreuzbinde herumgehen. Ich glaube, es ist besser, wir machen dich zum Soldaten. Du bekommst eine Soldatenuniform und ein Soldbuch, und dann bist du Soldat und nicht mehr Luftwaffenhelfer. Man weiß nie, wie die Engländer darüber denken.‘“

Derselbe Junge hatte in Aachen nach dem großen Angriff selbst seine HJ-Binde abgelegt, als er auf Urlaub zurück in die Voreifel wollte. Er dachte: „Die schlagen mich tot, wenn die das Hakenkreuz sehen.“ Genau dasselbe befürchtete nun auch sein Leutnant.

Kaum eine Begebenheit könnte besser veranschaulichen, auf welche Weise der Wahnsinn Methode bekam, als man Obertertianer zu Soldaten machte, 15jährige zu Kombattanten.

Kämpfen sollten sie, auch sterben, aber nicht als Soldaten gelten. Noch ihr Tod sollte billiger sein als der eines Wehrmachtsangehörigen:

„Die Überführung der Leiche hat auf dem billigsten Wege zu erfolgen, nämlich in einem gut abgedichteten Sarg, dessen Boden mit einer 5 bis 10 cm starken Saugschicht aus Torfmoos oder Sägespäne bedeckt sein muß . . . Den Angehörigen wird für Sarg und Beerdigungskosten ein Betrag von 150 RM und für die Beschaffung eines Grabsteins werden weitere 50 DM gewährt . . .“ (BA, 21/526 fol. 221).

das Defizit. Besonders gravierend ist es bei den ehemaligen Flakhelfern aus den belgischen „Ostkantonen“.

„Ich sehe es als ein großes Unrecht an, so junge Menschen in einen solchen Dienst hineinzustopfen. Was mag die Menschen bewegt haben, die das glaubten verantworten zu können“ (Leutnant und Zugführer der 1. Flak; jetzt evangel. Pfarrer).

„Es war manchmal hart, umzuschalten. Dieses Jahr Luftwaffenhelfer hat mich vollständig zum Schwejk gemacht. Das hat mir wahrscheinlich das Leben gerettet. Man hat gesehen, daß der preußische Unteroffizier kein

Herrgott war“ (Bauunternehmer; eh. G. L. Schule).

„Geschadet hat das absolut nichts, im Gegenteil. Wir haben dort einiges profitiert, gelernt, uns unterzuordnen ... und das ist doch für gewisse Seiten des Charakters kein Nachteil“ (Zahnarzt; Jhg. 1928).

„Ich halte nichts vom ‚Barras‘ als Schule der Nation ... Aber alles, was ich erlebt habe, hat mich geprägt; diese Jahre, die gehören zur Persönlichkeit. Es ist so abgelaufen — eine andere Entscheidung kann ich mir nicht mehr vorstellen ...“ (Luftwaffenhelfer Jhg. 1926; jetzt Oberstudiendirektor).

„Die Luftwaffenhelferzeit mit ihrer Gewöhnung an strenge Disziplin bei nicht ganz abgerissener Verbindung zum Elternhaus war ein günstiger Übergang und eine gewisse Vorbereitung auf den Wehrdienst, wo man ganz von der Familie wegkam ... Ähnliches würde man sicher seinen eigenen Kindern nicht wünschen, zumal man ihnen oder niemandem einen Krieg wünscht. Doch rechtzeitige Gewöhnung an Disziplin wünschte ich ihnen schon“ (Oberkreisdirektor; Jhg. 1927).

„Es gibt auch während der Luftwaffenhelferzeit Erlebnisse, die einen weitergebracht haben. Doch um die ernstere Seite des Lebens kennenzulernen, braucht das ein junger Mensch nicht, was wir erleben mußten. Erziehung zur Selbständigkeit und Härte gegen sich selbst kann auf anderem Wege stattfinden“ (Industrieller; Jhg. 1926).

„Ich würde mich zu Tode grämen, wenn ich ein Kind wüßte, das das mitmachen sollte“ (Kommunalbeamter St. Vith; Jhg. 1928).

„Wir mußten Dinge tun, die unsrem Alter nicht angemessen waren ... Man wurde gefordert, es wurden Opfer verlangt, und gerade das ist für junge Menschen bedeutsam ... etwas, das der heutigen Jugend fehlt; in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft Opfer bringen“ (Jurist; Luftwaffenhelfer, Jhg. 1927).

„Wir sind hoffnungslose Idealisten gewesen. Ich war der Ansicht, es muß klappen. Jetzt kam man mit der Enttäuschung des jungen Menschen, ... und wir standen vor einem Trümmerhaufen. Und nun schlug das ins Gegenteil um. Hier anfangs nach dem Kriege, als man anfang, uns politisch demokratisch zu schulen, haben wir uns dagegen gesperrt, haben uns verschlossen ... Mit Politik sollen sie uns mal alle in Ruhe lassen, wollen wir nichts mehr von wissen. Und als der erste Bundes-

staat gegründet wurde, waren wir da noch weit entfernt. Die erste Adenauer-Regierung, die haben wir gar nicht für voll genommen, noch aus einer Enttäuschung heraus, die wir Jahre nicht überwinden konnten ... Allmählich wurden aber die Denkprozesse ..., die wir eigentlich als junge Leute hätten haben müssen, verstärkt. Wir fingen mit dem Älterwerden an zu vergleichen. Wir konnten endlich sehen, daß die so herrlich glorifizierte deutsche Rasse so herrlich doch nicht über den anderen steht, sondern daß auch die anderen Völker und Rassen durchaus was geleistet haben, während uns vorher immer vorgepredigt wurde, daß das nicht der Fall wäre. Wir kriegten also allmählich andere Gesichtswinkel. Wir haben uns dann zunächst mal aufs Lernen verlegt. Unsere Lücken aufzuholen, war unser erstes Gebot ... Wir sind dann also an unsere Berufsausbildung in aller Härte herangegangen ... Wir haben also diese Enttäuschung durch selbst auferlegtes Vorwärtskommenwollen kompensiert ... Allmählich erst haben wir begriffen, daß die demokratischen Formen einer Staatsführung zwar ihre Schwächen haben, aber doch das kleinste Übel sind, wenn man schon nichts von Politik wissen wollte, wie wir das damals noch gesehen haben. Dann haben wir gesehen, wie die totalitären Entwicklungen in der Ostzone weiterliefen, haben mit Leuten gesprochen, die aus der Ostzone überkamen; wir hörten Dinge, die ähnlich waren mit denen, die wir jetzt alle aus dem Hitlerreich im Nachgang kennenlernen. Das hat uns den Vergleich aufgezwungen: ‚Da haben wir ja furchtbar Glück gehabt, daß wir nun im Westen sind ...‘ Wir haben auf einmal erkannt, wie verroht wir in unseren Gedankengängen durch den Krieg gewesen sind, wie weit wir uns von allem humanen Denken abgewendet haben. Unsere Denkungsweise ist dann in einen betonten Humanismus übergegangen, verbunden mit einem starken Hang gegen alle Gewalt und gegen allen Krieg und gegen alles, was damit zusammenhängt. Das heißt: wir sind Pazifisten geworden und die Einstellung ist als Grundprinzip eigentlich bis heute beigehalten worden“ (Bauing. Jhg. 1926).

„Soweit der einzelne heil herauskam, hat er sicher das eine oder andere Gute für sich persönlich, für seine Entwicklung erleben können; aber im großen und ganzen war es eine sehr ungeordnete, eine zu harte und unnatürliche Anforderung. Ich würde es keinem empfehlen“ (Rektor a. d. Grundschule; eh. O. S. Eschweiler).

„Manche, wie das bei Schülern so üblich ist, mögen auch gejubelt haben: ‚Jetzt fällt Französisch aus!‘ oder so ähnlich. Ich dachte nicht so. Hierin folgte ich meinem Vater, wenn ich auch sonst skeptisch war. Mein Vater war begeisterter Anhänger des Weimarer Staates gewesen. Er war Kriegsteilnehmer, aber dann Anhänger der ‚Friedensbewegung‘. So hat er mich erzogen, und durch die Ereignisse mußte ich ihm recht geben. Das brachte manche Vereinsamung, doch hatte ich einen gleichgesinnten Freund. Obwohl ich, wie jeder in der HJ war, habe ich auf den ‚verlorenen Krieg‘ gewartet, auf den ‚Sieg des besseren Geistes‘. Daß es nicht leicht wurde, habe ich geglaubt, aber es ist ja letztlich nicht so schlimm gekommen, wie ich befürchtet habe. Die Flakzeit muß ich deshalb einordnen in das Gesamterlebnis ‚Nazismus‘ und ‚Krieg‘. Nichts daran ist positiv. Ich bin ‚Zivilist‘. Geschadet hat es mir nur, denn uns ist viel verlorengegangen“ (Prof., ehem. O. S. Eschweiler; Jhg. 1928).

„Das war ein absolutes Verbrechen: Kinder aus den Familien herauszureißen und in einen direkten Militärdienst zu stecken. Wenn ich schon nicht von den Gefahren spreche, die damit verbunden waren, diese Trennung von Fünfzehnjährigen aus dem Elternhaus, besonders in Jahren, wo man das Elternhaus besonders nötig hat, wenn man es auch nicht glaubt! Da hat man es besonders nötig — und kommt dann in ein ‚wildes Lager‘! Wenn wir auch etwas getrennt waren von den alten Soldaten — wir kriegten alles mit, was bei denen passierte . . . Das war psychologisch eine Vergewaltigung“! (Dr. med.; O. S. St. Vith; Jhg. 1928).

Trotz allem haben sich Luftwaffenhelfer vielleicht besser als andere in schwierigen Zeiten behauptet, weil sie schon früh psychischen und physischen Grenzsituationen gegenüberstanden. Eine viel breitere Erlebnissphäre, als Ju-

gendliche unserer Zeit sie haben, hat ihre Persönlichkeit geformt, ihren Reifeprozess beschleunigt, sie aber auch um ihre Jugend betrogen.

Eine andere traurige Tatsache darf man jedoch nicht verschweigen: Im Bombenhagel der Viermotorigen, im Duell mit Jabos, amerikanischen Sherman-Panzern und russischen T 34 sind zahllose Luftwaffenhelfer gefallen, viele verwundet worden. Genaue Angaben über die Verluste unter den eingesetzten Luftwaffenhelfer gibt es nur für den Luftgau VII; danach sind 33 Luftwaffenhelfer gefallen, 64 wurden verwundet, 8 starben durch Unfälle oder Krankheiten. Besonders schwere Verluste erlitten die Schüler der Friedrich-Wilhelm Schule in Eschwege, wo in der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober 1943 23 Luftwaffenhelfer durch einen Volltreffer in der B-Stelle getötet, weitere 29 verwundet wurden. Am 11. Mai 1944 fielen 16 Schüler der Saarbrückener Oberschulen, am 3. August fanden 22 Jungen aus Friedrichshafen den Tod, 20 wurden verwundet. Von den 78 Schülern, die erstmals in den Sperrfeuerbatterien des Aachener Raumes eingesetzt wurden, sind nach privater Zählung 12 als Luftwaffenhelfer gefallen und 18 verwundet worden. Unvergessen bleiben sollte, welche Opfer an Gesundheit und Leben sie brachten. Ihr Vermächtnis könnte so lauten, wie es einer ihrer damaligen Vorgesetzten vom Meßtrupp formuliert hat: „Man soll den Idealismus der Jugend nicht ausnutzen. Der deutsche Idealismus ist immer eine sehr problematische Sache gewesen. Unsere Jugend sollte so oft wie möglich ins Ausland, damit ein Freund-Feind-Denken nicht aufkommen kann. Wenn heute jemand glaubt, daß zum Mannsein das Kriegserlebnis gehört, so ist das ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ (Hochschulprof. Jhg. 1902; Uffz. der Meßstaffel 5. Battr.).

Siegfried Neumann: Vom Kaiserhoch zur Austreibung. Aus den Aufzeichnungen eines jüdischen Rechtsanwaltes 1933—1939

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 45/76, S. 3—32

Der Beitrag ist ein Auszug aus einer autobiographischen Studie, die die Zeit von der Jahrhundertwende bis zur Emigration des Autors im Frühjahr 1939 umfaßt. Sie entstand 1941 im Rahmen eines von der Harvard-Universität veranstalteten Preisausschreibens. Der hier ausgewählte Teil des Manuskriptes beschränkt sich im wesentlichen auf die Erlebnisse und Erfahrungen des Autors von der „Machtübernahme“ bis zu seiner Auswanderung. Im Mittelpunkt stehen die „Reichskristallnacht“ (9./10. November 1938) und die danach im Konzentrationslager Oranienburg erlittene Zeit.

Paul Emunds: Luftwaffenhelfer im Einsatz. Oberschüler während der anglo-amerikanischen Luftoffensive im Großraum Aachen

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 45/76, S. 33—54

Die Untersuchung stellt Ergebnisse des Geschichtsunterrichts in einer Obersekunda des Kaiser-Karls-Gymnasiums in Aachen vor. Im Herbst 1974 wurden zahlreiche Interviews mit früheren Flakhelfern, deren Eltern, Lehrern und militärischen Vorgesetzten durchgeführt zusammen mit einer Sichtung von Tagebüchern und Akten. Der von Goebbels beschworene „totale Krieg“ sollte es u. a. rechtfertigen, Fünfzehnjährige an Flakkanonen zu stellen, um der alliierten Bomberoffensive Herr zu werden und Flaksoldaten für die Ostfront freizustellen. Zur Beruhigung der Eltern sollte der Schulunterricht in den Batterien weitergeführt werden. Zunächst herrschte Begeisterung bei den Schülern, die stolz darauf waren, in einer Zeit zu den „Männern“ zu gehören, in der alle Männer „Soldaten“ waren. Erste Enttäuschungen für die Schüler brachten die Disziplinierungsmethoden der Unteroffiziere, für die Eltern die Verlegung der Batterien an die Schwerpunkte des Luftkrieges. Es mehrten sich die Stimmen, die von der „Verwahrlosung“ einer ganzen Generation sprachen, die den Einsatz „unverantwortlich“, die Flakhelfer „geistige Kriegsbeschädigte“ nannten. Aber alle Proteste waren vergebens, der verschärfte Bombenkrieg machte die Luftwaffenhelfer unentbehrlich. Es wurden nacheinander die Jahrgänge 1926, 1927 und 1928 einberufen. Nur der Jahrgang 1929 erhielt einen Aufschub: Als die Angehörigen des Jahrganges 1927 zum Reichsarbeitsdienst einberufen wurden, füllten Lehrlinge und Fachoberschüler in den Batterien die Lücken. Zu diesem Zeitpunkt standen die Aachener Batterien bereits im Kampf mit amerikanischen Panzern, Artillerie und MG-Schützen. Die Luftwaffenhelfer wurden nun ins „Reichsinnere“ verlegt. Wenige Monate später aber hatten sie auch hier Gefechtsberührung mit Sherman-Panzern, russischen T 34 sowie Jagdbombern und erlebten den Masseneinsatz alliierter Bomber auf Düsseldorf, Duisburg, Essen und Hamburg, auf die Hydrierwerke bei Marl, auf Merseburg oder Stettin.